

Hans Urech

Hallwil 1790–1970

Vom Bauerndorf Niederhallwil zum Wohndorf in einer neuen Zeit



Abb. Umschlag Gemeindesiegel 1810

Abb. Seite 3 Mitteldorf um 1900

Impressum

Text: Hans Urech, Nebikon

Text kursiv und grau: Originaltext von Otto Urech, verfasst 1938, Niederhallwil

Lektorat: Martina Räber

Druck und Gestaltung: Carmen-Druck AG, Wauwil

Hans Urech

Hallwil 1790–1970

Vom Bauerndorf Niederhallwil zum Wohndorf in einer neuen Zeit



Inhaltsverzeichnis

Vorwort	7
1. Vorgeschichte	9
2. Das Dorf am Ende des 18. Jahrhunderts	14
3. Niederhallwil und der Schlattwald	16
4. Ein Blick auf die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts	18
4.1 Statistisches	18
4.2 Dorfbild	19
4.3 Bau der oberen Aabachbrücken 1838	22
4.4 Verschiedene Notizen	24
5. Die wirtschaftlichen Verhältnisse im 19. Jahrhundert, insbesondere ab 1850	25
5.1 Landwirtschaft	25
5.2 Selbst geflickt und selbst gemacht, ist die beste Kleidertracht	28
5.3 Handwerk und Gewerbe	31
5.4 Post und Bahn	34
6. Zum Schulwesen im 19. und frühen 20. Jahrhundert	39
6.1 Schulhäuser	39
6.2 Das Schulexamen vor und nach 1880	40
7. Sitten und Bräuche, Sagen	44
7.1 Heirat/Hochzeit	44
7.2 Sterbefälle/Bestattungen	45
7.3 Aberglaube, Hexen	46
8. Niederhallwil um 1900	47
9. Die Entwicklung zwischen 1900 und dem Ende des 2. Weltkrieges	53
9.1 Wirtschaft und Bevölkerung	53
9.2 Veränderung des Ortsbildes	54
9.3 Aabachkorrektur	58

10. Das Dorf meiner Kindheit: Die Dorfgemeinschaft um 1946/1950	62
11. 1950–1970: Die Zeit beschleunigten Wandels	69
11.1 Statistisches	69
11.2 Vom Lebensraum zum Wohndorf	69
11.3 Siedlungsbild	70
11.4 Technik und Dorfleben	73
11.5 Tradition und Moderne	77
12. Der Umgang mit dem Boden: Siedlungsareal, Bautätigkeit und Wohneigentum	79
13. Das Geschlecht «Urech» von und in Niederhallwil	87
Schlussbetrachtung	95
Nachwort und Dank	97
Quellen	99
Anhang	100
A Dorfplan 1930 mit Kennzeichnung der im Text speziell erwähnten Häuser	100
B Kopien aus zwei alten Dokumenten	102
C Das Unwetter vom 9. Mai 1927	104
D Das Gemeindegebiet von Niederhallwil im Jahre 1850	106
E Ein Wahrzeichen des Dorfes	107



Abb. 01 Der 40-jährige Gemeindegeschreiber Otto Urech als Bauer. Die landwirtschaftlichen Arbeiten liebte er über alles, gerne wäre er hauptberuflich Bauer geblieben.

Vorwort

Ich war schon als Bub sehr an Geschichten aus früheren Zeiten interessiert, an Erzählungen aus der Schweizergeschichte und ebenso an familiären Überlieferungen. Immer wieder mussten meine Eltern und Verwandten von früher erzählen und sobald ich lesen konnte, suchte ich in den Elternhäusern von Vater und Mutter nach alten Büchern, Schriften, Briefen und Bildern.

Auf diesem Weg stiess ich in der Mansarde auf eine alte, abgegriffene Aktenmappe, in der sich auf losen Blättern mehrheitlich handgeschriebene Notizen zu einer «Heimatkunde von Niederhallwil» befanden. Ich begann meinen Vater diesbezüglich auszufragen, er musste mir die in der alten deutschen Kurrentschrift vorliegenden Texte übersetzen. Ein Teil der von ihm auf der Maschine abgeschriebenen Blätter landete später beim damaligen Dorfchronisten Hansjakob Suter.

Diese Vorarbeiten zu einer Heimatkunde, verfasst 1938, stammen von einem Onkel meines Vaters, bei dem mein Vater als Pflegekind aufgewachsen war. Dieser Onkel namens Otto Urech war von 1898 bis 1938 Gemeindeschreiber von Niederhallwil und kannte daher die Verhältnisse im Dorf wie kein Zweiter, insbesondere auch, weil schon sein Vater, sein Grossvater und ein Grossonkel dieses Amt seit mindestens dem Jahr 1818 ununterbrochen innehatten.

Nach einem Studium in Geographie und Geschichte trat ich 1970 eine Arbeitsstelle in Sursee an und zog daher 1980 aus Hallwil weg. Bedingt durch meine Ausbildung galt mein besonderes Interesse der Kulturlandschaftsgeschichte. Diesem Thema widme ich mich in der Freizeit seit mehr als 40 Jahren im bündnerischen Calancatal. Nun spüre ich, im Herbst meines Lebens, den Wunsch, mich nochmals näher mit der Geschichte meiner Heimatgemeinde auseinanderzusetzen, aufbauend weniger auf allgemein zugänglichen Quellen, als vielmehr auf privaten Unterlagen und meinen jahrzehntelangen Erfahrungen.

Entstanden ist keine umfassende Dorfgeschichte, sondern ein Mosaik von Fakten und Gedanken mit dem Ziel, dem Leser aufzuzeigen, wie ein Dorf sich ununterbrochen verändert, ein Abbild der wirtschaftlichen Verhältnisse und ebenso der gängigen Wertvorstellungen seiner wechselnden Bewohner. Der Zeitrahmen ergibt sich aus den mir zur Verfügung stehenden privaten Unterlagen und Überlieferungen. Die Zeit nach 1970 können jüngere Personen aufarbeiten, die diesbezüglichen Unterlagen sind leichter zugänglich.

Nebikon, im Mai 2016

Hans Urech

1. Vorgeschichte

Hallwil ist eine Siedlung alemannischen Ursprungs, möglicherweise auf dem Boden eines gallo-römischen Landgutes im 7. oder 8. Jahrhundert gegründet.

Im 10. Jahrhundert erbauten Freiherren «von Hallwil aus dem Dorf» südöstlich des Dorfes am Aabach eine erste Burg. Als Twingherren vollzogen sie die Abtrennung der Burgsiedlung samt Mühle vom namengebenden Dorfbann und vereinigten sie mit Landflächen östlich des Bachs (Schlatt etc.) zu einem eigenständigen Burgbezirk, den «Herrschaftlichen Gütern» als freies Eigentum. Ab dem 16. Jahrhundert bis ins Jahr 1950 wird das Dorf in der amtlichen Kanzleisprache *Niederhallwil* genannt, im lokalen Sprachgebrauch hatte sich diese Bezeichnung aber nie durchsetzen können; im unteren Seetal sprach man immer nur von *Haubu*.

Das kleine Dörfchen bestand noch lange aus nur wenigen Strohhäusern, die auf einer von eiszeitlichen Seitenmoränen gebildeten Terrasse errichtet worden waren. Für das Jahr 1346 können wir von rund 16 Haushaltungen, sieben Bauern- und neun Taunerfamilien ausgehen (Tauner sind landarme oder gar landlose Dorfbewohner, die auf Tagelohnarbeit angewiesen sind und kein Zugvieh besitzen.) Mit der im 14. Jahrhundert einsetzenden Klimawende verbundene witterungsbedingte Hungersnöte, Pest und Kriegswirren bewirkten in der Folge einen starken Bevölkerungsrückgang. 1558 wurden nur noch acht Haushaltungen (vier Bauern und vier Tauner) sowie zehn Häuser gezählt. Die Kulturlandfläche blieb über diese 200 Jahre weitgehend konstant, wurde aber etwas weniger intensiv genutzt, auch gingen Äcker an auswärtige Besitzer über, vor allem Boniswiler.

Im 17. Jahrhundert nahm die Bevölkerung dann rasch zu, von 29 Haushalten 1653 auf 40 Haushalte 1698. Die Häuser reihten sich auf der talseitig jeweils äussersten Moräne, wo auf steinigem und trockenem Untergrund der linksseitige Talweg von Seon gegen Boniswil führte. Irgendeinmal nach 1600 wurden vier bis fünf Häuser am Fussweg gegen Dürrenäsch auf dem «engen Bühl» errichtet. Die etwas abseitige Lage lässt vermuten, dass es sich um Häuser von Taunern gehandelt haben dürfte. Aussenhöfe gab es in Hallwil nach Abtrennung des Burgbezirks vermutlich keine.

Im mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Dorf lebte die gesamte Bevölkerung von der eigenen landwirtschaftlichen Produktion und war demnach abhängig von der erzielten Ernte. Jedermann hatte zumindest Garten und

«Pflanzblätz» sowie etwas Kleinvieh, zumeist Ziegen. Hofbauern und Tauerner waren voneinander abhängig, die Bauern brauchten Knechte, Tagelöhner, Handwerker für Haus und Geräte etc. und die Tauner ihrerseits zusätzlichen Verdienst, um die Familie durchzubringen. Das Dorf bildete eine miteinander verflochtene Zweckgemeinschaft. Welche zentrale Rolle die agrarische Produktion im Leben der Dorfbewohner spielte, zeigen mir eindrücklich

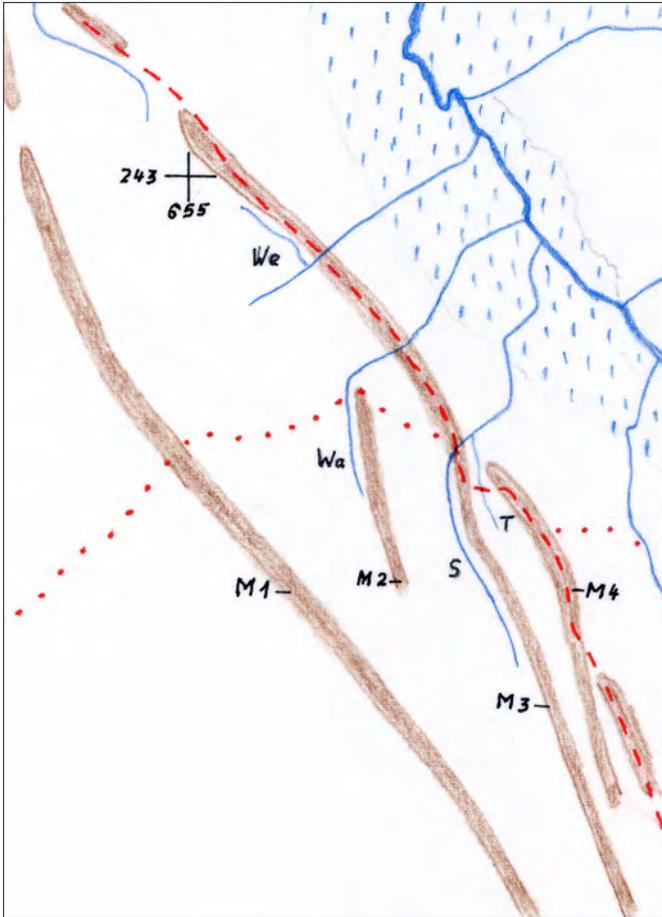


Abb. 02 Würmeiszeitliche Wallmoränen bestimmen den Verlauf des Talweges und den Siedlungsstandort.

- M1 Moräne Riemen–Buholz–Retterswil
- M2 Moräne Bruderhübel–Schützenhaus
- M3 Moräne hinterer Rebenhügel–Breiten
- M4 Moräne Oberrüti–Oberdorf
- We Weier
- Wa Wannenmoos
- S Schneglen/Schnegelbächlein
- T Thal
- — linkseitiger Talweg
- • • Wege zum Schloss und nach Dürrenäsch
- Bächlein in zwischen den Moränen verlaufenden und diese durchbrechenden ehemaligen Schmelzwasser-rinnen
- versumpfte Flächen/Ried

Familiennotizen in zwei alten Bibeln; neben Angaben über Geburt, Heirat und Tod von Angehörigen handeln die meisten Einträge von witterungsbedingten Sorgen um die Ernte (vgl. Beispiele aus dem 18. Jahrhundert Seite 12).

Das schnelle Bevölkerungswachstum im 17. Jahrhundert bewirkte einen rapiden Anstieg der Anzahl Tauner, die wegen der Knappheit an Kulturland teilweise Allmendland pachten durften. Da die Flächenerträge beim Ackerbau leicht gesteigert werden konnten (um etwa 4 kg Körner pro Are), war es möglich, Ackerland in Matt- oder Rebland umzuwandeln. Der aufkommende Rebbau, bis Ende des 17. Jahrhunderts rund 7 Hektaren Anbaufläche, wurde vor allem für die Kleinbauern sehr wichtig.

1698 sieht die Sozialstruktur des Dorfes wie folgt aus:

Bauern mit über 3 ha Ackerland	7	(zusammen. 70% der Ackerfläche)
Kleinbauern/Tauner (0.5 bis 1.5 ha Acker)	22	
Tauner ohne Ackerland	11	
Total	40	Familien

Für das 17. Jahrhundert sind im Dorf auch schon eine Schule (1664 wird ein Ulrich Urech Schulmeister genannt) und das Büchsenmacherhandwerk (ab 1619) belegt. In der zweiten Jahrhunderthälfte sind Hallwiler Bürger in die Pfalz ausgewandert, die sich während des 30-jährigen Krieges stark entvölkert hatte.

Auch im 18. Jahrhundert setzte sich das starke Bevölkerungswachstum ungeachtet einer eigentlichen Auswanderungswelle zwischen 1710 und 1763 (56 Bürger) fort.

1698	40 Haushalte
1764	52 Haushalte ca. 260 bis 270 Einwohner
1794	68 Haushalte 349 Einwohner

Dieses Wachstum bei gleichbleibender Kulturlandfläche brachte die Dorfgemeinschaft an ihre wirtschaftlichen Grenzen.

In der Landwirtschaft stand weiterhin der Getreidebau im Zentrum, sie war ganz auf die Produktion von Brotfrucht, hauptsächlich Korn (Dinkel) ausgerichtet. Seit 1677 betrug die der Berner Obrigkeit abzuliefernden Bodenzinse 3680 kg Kernen Korn (+ 540 kg für die Träger) und 840 kg Hafer. Wenn wir von einem damals üblichen Bodenzins von rund 5% ausgehen, ergibt dies eine durchschnittliche Ernte von 12–14 kg pro Are.

Im für die Kleinbauern wichtigen Rebbau wurden durchschnittlich über 25'000 Liter Wein pro Jahr geerntet.

Tiere wurden nur für die Selbstversorgung und zum Zug gehalten, daher lag das Verhältnis von Pflugland (Acker) zu Mattland wie schon im Jahrhundert vorher zwischen 3:1 und 4:1. Im letzten Drittel des Jahrhunderts wurde eine Steigerung der Nahrungsmittelproduktion unumgänglich. Sie erfolgte mittels einer vorerst noch bescheidenen Bebauung von Brachflächen mit Ackerbohnen, Rüebli und Kartoffeln (ab 1771). Die Bebauung von Brachland ruft nach Düngung dieser Flächen, verbunden damit war die Tendenz zu mehr Vieh. Kein Wunder, dass die Bauern ihre alten Weidrechte im Schlattwald nicht aufgeben wollten.

Von der Witterung her war das 18. Jahrhundert eine schwierige Zeit, wie in zahlreichen Chroniken und privaten Aufzeichnungen berichtet wird. Für die Bauern besonders schlimm waren die unregelmässig, aber häufig auftretenden Kaltlufteinbrüche im Frühjahr und Herbst.

Einige Beispiele aus einer alten Hallwiler Bibel seien hier aufgeführt.

Des 1736 den 16. Tag Mai hat Gott der Herr einen soo grossen Reif geschickt auf Erden, dass es traurig und erbärmlich ist anzusehen, dass alles mehrteils verfroren.

Des 1740 Jahr den 6. 7. und 8. und 11. Weinmonat (Oktober) hat es ein Schuh tief geschneit und den 15. ist es gefroren, die Trübel sind verfroren und das Obst an den Bäumen ist auch gefroren wie Bickel und den 16. Tag hat Gott der Herr wiederum ein früschen Reif geschickt, der barmherzige Gott will alles bewahren.

Den 19. 20. 21. Heumonat (Juli) 1758 hat es so lang gerägnert, dass hat ein Wasser gäben, das hat alles überschwemmt ...

Im Jahre 1767 haben wir ein Jahr erlăbt das an dem Ostertag geschneit hat, eine Menge Schnee, dass zu Bărg und Tal an den 17. 18. 19. Abrell 3 Tag hintereinander geschneit, kein Mensch mags erdänken, dass so viel Schnee gäben heig.

Anno 1785 Jahr den 13. Mertz hats ein Schnee geschneit über eine Elle (60 cm) hoch, ..., und die Kälte so gross, dass die Scheiben in der Schulstube all zusammen gefroren sind und ist die Kälte immer stärker bis am 3. April, da scheinete es, es wolle wärmer werden, dann schneite es wieder einen Schnee eine Elle hoch, ... und ist so kalt worden, dass der Schnee gelegen ist ausgänds Aperillen und wenig Frucht geben hat und wenig, gar wenig Wein und dennoch sur, sur.

Das für das 18. Jahrhundert dokumentierte Bevölkerungswachstum um über 50% bei mehr oder weniger gleich bleibender Ackerfläche war indessen nur möglich im Rahmen einer frühindustriellen Revolution, das heisst der ab 1720 sich im Berner Aargau ausbreitenden Verlags- bzw. Heimindustrie. Ein wachsendes Netz von ländlichen Kleinunternehmern (Händler) nutzte die

Nähe zu den billigen Arbeitskräften und beschäftigte diese als Heimarbeiter. So breitete sich im unteren Seetal die Baumwollweberei aus, die erste Beschäftigung ausserhalb von Landwirtschaft und Handwerk. Dieser neue Erwerbszweig erlebte bis um 1780 einen stetigen Aufschwung und brachte den Kleinbauern und Familien ohne eigenes Land zusätzlichen Verdienst. Aber auch in den Familien der Händler/«Fabrikanten» betrieb man in der Regel eine kleine Landwirtschaft. Wohnhäuser ohne Stall für mindestens etwas Kleinvieh gab es im Dorf nicht. 1779 erhielt Niederhallwil sein erstes Schulhaus, ein primitives einstöckiges Häuschen ohne eigene sanitarische Einrichtungen. Es stand neben der alten Schmitte. Schule wurde in Hallwil, wie bereits erwähnt, schon im 17. Jahrhundert gehalten, in der Regel von Martini bis Ostern 33 Wochenstunden. Die Lehrer waren nicht speziell ausgebildet und übten ihren Beruf im Privathaus aus. Die ersten, vom Berner Landvogt ernannten Schulmeister im Dorfschulhaus waren: Hans Ulrich Urech (1746–1780) und Hartmann Urech (1781–1795). Die Gesamtschule zählte 1781 58 Kinder, 1795 deren 111!

Im Jahre 1789 baute Statthalter Friedrich Meier das erste Steinhaus im Dorf und 1798 die Gemeinde einen ersten Spittel, hart an der Grenze zu den Schlossgütern im Ried. Dieser stand ab 1840 leer und wurde dann abgebrochen.



Abb. 03 Statthalterhaus, erbaut 1789

2. Das Dorf am Ende des 18. Jahrhunderts

Wir stehen am Ende der alten Eidgenossenschaft und damit für das Seetal am Ende der Berner Herrschaft. Wie sah Niederhallwil um 1790 aus, wie müssen wir uns das damalige Dorf vorstellen?

Im Jahre 1794 zählte das Dorf 349 Einwohner, verteilt auf 63 Haushalte. Angesichts der räumlich engen Häuser und anhand anderer Quellen kann mit rund 50 Wohnhäusern gerechnet werden.

Wahrscheinlich waren es noch alles Strohhäuser, ausgenommen das erwähnte, 1789 erbaute, «Statthalterhaus». 1797 kommt mit der «Herti» ein ähnliches noch grösseres Wohnhaus dazu. Während des starken Bevölkerungswachstums im 18. Jahrhundert waren etliche der bestehenden Wohnhäuser auf zwei Haushalte aufgeteilt worden, zum Teil mit

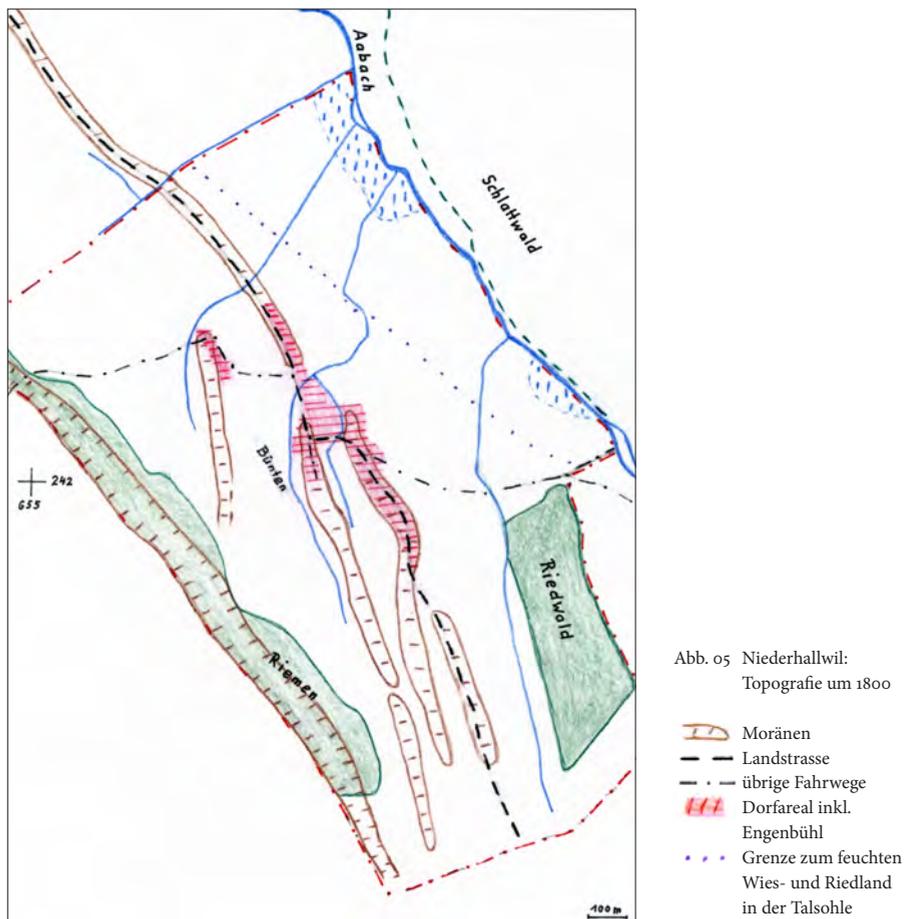


Abb. 04 Eingang zum «Hertihaus». 1798 haben die Franzosen dem Berner Bären den Kopf abgeschlagen.

nur einer gemeinsamen Küche in der Hausmitte, wie das im «Züsibadi haus» noch um 1950 der Fall war, denn einerseits war der Baugrund im Dorf knapp und andererseits benötigten Kleinbauern keine grösseren Scheunen. Von den Gebäuden aus dem 17. und 18. Jahrhundert standen 1950 noch 8 äusserlich weitgehend unveränderte und damit klar als ehemalige Strohhäuser erkennbare.

Die Häuser reihten sich hauptsächlich entlang der alten Seetalstrasse (70%) bzw. der alten Dürrenäscherstrasse. Nur in den Räumen Hübel/Loch und Herti/Halden standen insgesamt ca. 10 Wohnbauten abseits der beiden Ortsverbindungsstrassen; auf dem Hübel und im Loch waren es vorwiegend Häuser von ursprünglichen Taunerfamilien.

Im weiteren gab es nur noch einen Fahrweg, den «Kirchweg» via Küfergasse, Eggenmösl, Schlossmühle nach Seengen, und auch dieser war bei nasser Witterung kaum befahrbar. Feste Feldwege gab es in der Zeit der Zelgenwirtschaft nicht.



Zu jedem Haus gehörte ein kleiner Garten, der von einem Zaun umgeben war, wurde doch das Vieh von Hirten jeden Tag aus dem Dorf auf die Weiden (Allmend, Brachweiden oder Waldweide) getrieben. Zusätzliches eingezäuntes, kleinparzelliertes Pflanzland waren die «Bünten». In Niederhallwil lagen sie entlang des Schnegelbächleins und in der unteren Ey. Hier wurde insbesondere auch Hanf für die Herstellung von Leinen angepflanzt.

Die Talsohle um den sich dahinschlängelnden Aabach war als Ackerland ungeeignet; periodisch überschwemmt oder sonst zu feucht bildete sie die Allmend (rund 40 ha Gemeindeweide und Streuland). Die in der späteren Zeit so typischen Hochstamm-Obstbäume gab es nur in geringer Zahl, das allgemeine Volksgetränk war Wein und nicht Most. Wie schon im letzten Kapitel angedeutet, waren Vollerwerbsbauern Ende des 18. Jahrhunderts die Ausnahme. Dafür waren die Dorfbewohner in der Suche nach einem Zusatzerwerb weitgehend frei. Webstühle brachten Nebenverdienst und der Baumwollhandel Kapital ins Dorf.

3. Niederhallwil und der Schlattwald

Die Schlattwäldungen (um 1780 noch 271 Jucharten), seit 1369 zum Eigengut der Herren von Hallwil gehörend, waren mit Weiderechten der Gemeinden Egliswil und Niederhallwil belegt. Die Rechte von Niederhallwil wurden 1539 ausdrücklich bestätigt. Noch im 18. Jahrhundert war der Wald generell eine zentrale Futterquelle für das Vieh der Bauern. Angesichts der geringen Waldfläche im eigenen Gemeindebann (Buholz und Riemen 47 Jucharten) war die Waldweide im Schlatt für die Niederhallwiler Bauern von grösster Bedeutung. Speziell die zahlreicher gewordenen Kleinbauern und landlosen Familien mit ihren Ziegen waren auf den Wald angewiesen.

Für die Herrschaft rückte im 18. Jahrhundert unter dem Einfluss neuer forstwirtschaftlicher Lehren die Holzproduktion ins Zentrum und sie versuchte daher, die Weiderechte einzuschränken bzw. der Gemeinde abzukaufen, was letztere ablehnte. Dies führte ab 1788 zu einem offenen Konflikt, der vor den Landvogt getragen wurde. Eine beide Seiten zufrieden stellende Lösung fand man noch nicht. Wie stark freiheitliches Gedankengut und Selbstbewusstsein bei den Bauern noch vor der Revolution in Frankreich

verbreitet waren, können wir der Anklageschrift der Herrschaft Hallwil gegen Niederhallwiler Bauern zuhanden des Landvogts entnehmen.

Auszug aus der Anklageschrift der Herrschaft Hallwil gegen den Vorgesetzten Hans Urech und Mithafter von Niederhallwil von 1790:

... Auf das Verbot an (den) Hirt, mit dem Vieh nicht mehr in den eingeschlagenen (eingezäunten) Wald zu fahren, trieb er das sämtliche Vieh mit klopfender Geißel fluchend und tobend sogleich dahin, erwidernnd: «Er frage niemand nichts nach, oder der gnädige Herr Landvogt von Bern befehle» und auf des Verwalters Anfrage wie er heisse, antwortete er: «Ich sag es nicht und habe dich auch nicht gefragt, wer du seyest». Inzwischen kam der Vorgesetzte mit 4 anderen Niederhallwilern wütend daher ... bezeugte alle mögliche Verachtung gegen den Verwalter, schalt ihn als einen Tirannen, stellte sich vor denselben, setzte den Hut auf seinen Stock, hob denselben auf und sang: «Zu Altdorf bey den Linden der Vogt aufgestellt den Hut, ich werde den wohl finden, der ihm nicht Ehre antut». Während dieses groben Betragens blies der Hirt zu noch mehrerer Beschimpfung des Verwalters in sein Horn.

1806 wurde der Konflikt beigelegt: Die Weidrechte wurden aufgehoben, die Gemeinde erhielt im Gegenzug den Riedwald (ca. 37 Jucharten) sowie 5 Jucharten Tannwald im Schlatt zu ihrem Eigentum.

Im Laufe des 19. Jahrhunderts konnte die Ortsbürgergemeinde weitere Waldparzellen im Schlattwald erwerben, da die Grafen in dauernden Geldnöten steckten. Am Ende des Jahrhunderts gehören ihr 125 Jucharten des einstigen «Schlosswaldes»! Auch einzelne Bauern erwarben Waldparzellen im Schlatt oder an den Wald angrenzendes Wies- oder Ackerland aus dem Schlossgut, wenn der spielsüchtige Junker Franz Rudolf Geld benötigte.

4. Ein Blick auf die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts

4.1 Statistisches

	Einwohner	(seit 1794)	Ortsbürger	Gebäude mit Wohnungen	Haushalte	(seit 1794)
1837	413	+64	93%	55		
1850	428	+79	88%	56	106	+43

In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts hielt das Bevölkerungswachstum weiterhin an, im Durchschnitt um 0,36%/Jahr, also in abgeschwächter Form. Möglich war dies dank Ertragssteigerungen in der Landwirtschaft und weiterhin blühender Heimarbeit. Immer noch hielt die Dorfgemeinschaft ihren Grundbesitz zusammen, dies zeigt die nach wie vor bescheidene Zahl von Einsassen (Dorfbewohner ohne Ortsbürgerrecht). Bedingt durch die Abnahme der Kinderzahl und weil die ältere Generation zunehmend einen eigenen Haushalt führte, ging die durchschnittliche Haushaltsgrösse zurück.

Eine stattliche Zahl von Neubauten, grossmehrheitlich an Stelle früherer Strohhäuser erstellt, belegt eine günstige Wirtschaftslage.

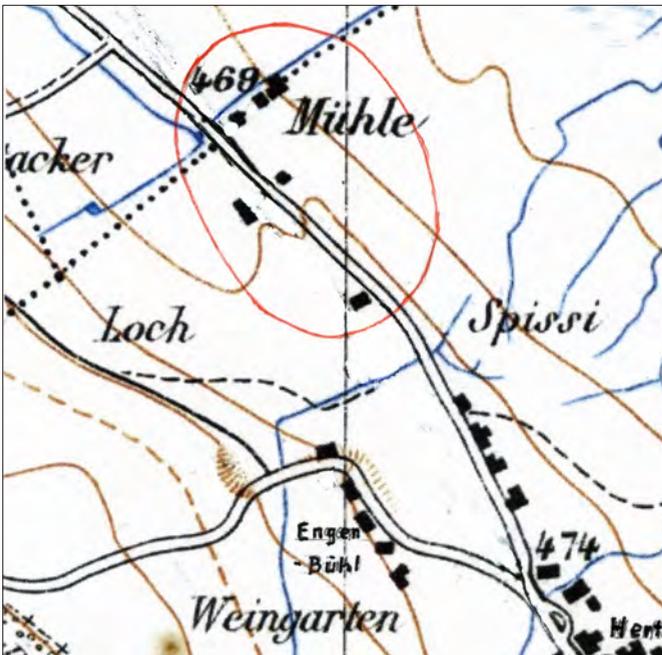


Abb. 06 Die ersten Häuser im Unterdorf erbaut zwischen 1835 und 1848

4.2 Dorfbild

Die Bautätigkeit konzentrierte sich auf das bestehende Siedlungsareal, so blieb der Charakter eines Strassendorfes voll erhalten. Eine neue Häusergruppe entstand einzig hart an der Seoner Gemeindegrenze, wo ein Joh. Gloor aus Retterswil 1835 eine Getreidemühle mit kleinem Bauernhof erbaute. Diese ging bereits sechs Jahre später in den Besitz eines Jakob Urech, «Haldenjokeb», zuvor wohnhaft an der Halden unterhalb der Herti, über. Dessen Sohn Rudolf betrieb oberhalb der Strasse einen Bauernhof und ab 1845 zusammen mit seinem Vater eine Ziegelhütte. Ebenfalls 1845 wurde weiter südlich in der Breiten das Bauernhaus «Zur Treu» erbaut, das 1963 dem beginnenden Ausbau der Seetalstrasse zu einer «Rennbahn» durchs Dorf weichen musste.

Zwischen 1830 und 1850 wurden insgesamt vier Wohnhäuser abgebrochen und neun neue gebaut. 1850 besaßen 38% der Wohnhäuser ein Ziegeldach, 1830 waren es erst 22% gewesen. Im gleichen Zeitraum gab es an einem Viertel



Abb. 07 Die alte Haldenmühle um 1920.

der alten Häuser wesentliche Um- oder Anbauten. Diese Häuser wurden mit Ziegeln gedeckt und in einigen Fällen wurde auch bereits eine Wasserleitung in die Küche gezogen. Fast alle Häuser mit Mauern aus Moränensteinen und Kalk stammen aus der Zeit zwischen 1820 und 1870.

Im Mitteldorf wurde 1810 ein grosses Steinhaus errichtet, der erste Wohn- und Gewerbebau im Dorf, der im Verlauf der Jahre u.a. Webstühle, eine Pintenwirtschaft, die erste Post, eine Zigarren-, eine Stahlspäne- und eine Fausthandschuhfabrik beherbergt hat. So wichtig das örtliche Handwerk und die Heimindustrie in den Zeiten anhaltenden Bevölkerungswachstums auch waren, im Dorfbild zeigte sich dies kaum, denn der Ertrag der Felder und Gärten blieb für die Menschen von zentraler Bedeutung. Die grösstmögliche Versorgung mit eigenen Nahrungsmitteln hatte Priorität und zwar gerade auch für die Kleinbauern, Kleinhandwerker, Heimarbeiter und Tagelöhner. Auch Kleider wurden immer noch überwiegend aus selbst gepflanztem, gesponnenem und gewobenem Hanf und Flachs hergestellt, ebenso die Bettwäsche. So gehörten zu allen Häusern mindestens etwas Garten und «Pflanzblätz» in der Bünten und ebenso ein Stall, oft nur ein Kleinstall für zwei bis drei Stück Vieh (Kühe oder Ziegen) mit zugehöriger Scheune.

Kleinbauernhäuser dominierten zahlenmässig das Dorfbild, Arbeitsplatz für die Heimarbeiter und Kleinhandwerker waren Stube und Keller, für das Handwerk mit mehr Raumbedarf (Schmied, Wagner, Zimmermann) gab es kleine Anbauten an die Scheune.



Abb. 08 Haus «Zur Treu» in der Breiten (Spissi), 1964 abgebrochen.



Abb. 09 Haus Nr. 55 im Mitteldorf; das Gebäude beherbergte in seiner mehr als 200-jährigen Geschichte die verschiedensten Gewerbebetriebe.



Abb. 10 Das «Schreckhorn» um 1895. Der östliche Teil des Hauses musste schon 1852 dem Strassenbau weichen. Im Haus wohnten Kleinbauernfamilien mit Ziegen. 1910 wurde es abgerissen.

Ausser drei separat stehenden Scheunen, der kleinen Ziegelhütte, dem bescheidenen Schulhäuschen und da und dort einem kleinen Schopf gab es keine Bauten ohne Wohnung. Aus der Ferne fielen dem Betrachter primär die vier grossen und hohen Bauten im Mitteldorf auf, ausser den drei schon erwähnten Steinhäusern aus der Zeit zwischen 1789 und 1810 das höchste mit Stroh gedeckte Holzhaus weit und breit, das «Schreckhorn».

Für mich überraschend ist der dokumentierte grosse Wechsel bei den Hauseigentümern in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Innerhalb von nur 20 Jahren (1830–1849) haben 50% der Wohnhäuser ihren Eigentümer gewechselt (exkl. Weitergaben innerhalb der Familie!), bei einem Viertel der Häuser sind es gar zwei oder mehr Wechsel in dieser kurzen Zeit. Zum Vergleich: Zwischen 1941 und 1960 kamen nur 29% der Wohnhäuser in anderen Familienbesitz. Die Mutationen änderten aber im 19. Jahrhundert nichts am Gebäudeanteil der Ortsbürgerfamilien von über 90%.

4.3 Bau der oberen Aabachbrücken 1838

Bis zum Jahr 1838 bestand zwischen Seon und dem Schloss Hallwyl kein einziger Übergang über den Aabach. Der Bach trennte somit die Gemeinde von ihren inzwischen rund 50 Jucharten Holzland im Schlatt, die ihnen aus den Hallwilschen Waldungen zugefallen waren. Um diese Situation zu entschärfen, beschloss die Gemeinde den Bau einer steinernen Doppelbrücke über die zwei Arme des Bachs bei der heutigen ARA. Daraus ergab sich auch eine leicht abgekürzte Verbindung mit Seengen. Der Holztransport aus dem unteren Schlatt ins Dorf war auch nach dem Brückenbau mit Rindvieh noch eine halbe Tagesreise.

Auszug aus dem Protokoll der Gemeindeversammlung vom 17. 4.1838:

Aus grauen Vorzeiten, verwischt bereits durch eine lange, ewig lange Dauer einer unzählbaren Reihe von Jahren, muss der Gemeinde Niederhallwil ein Anspruchsrecht auf die hochherrlichen Hallwilschen Waldungen im Schlatt geblieben sein. Konventionellen freiwilligen, sowohl als kaufweisen Verträgen neuerer Zeit gemäss, ist ein bedeutender Teil, nämlich cirka 50 Jucharten Holzland im Schlatt, der Gemeinde Niederhallwil eigentümlich zugefallen, welche in unbeschränktem Besitz derselben ist. ...

Der Aabach ist es, der uns zur Herbst und Frühlingszeit am willkürlichen Nutzungsrecht an unserem Eigentum im Schlatt hindert, oder uns gleichsam von demselben trennt, gerade in den Jahreszeiten, wo uns dieses Übel am fühlbarsten ist.

Diesem Übelstand abzuhefen, ..., tragen wir darauf an, es sollen über beide Arme des Aabachs beim sog. Niederhallwiler Steg, gewölbte Brückli gebaut werden, in Form

und Grösse wie es Lokalität und Bedürfnis erheischen; wir schlagen daher hiermit vor:

- 1. Soll Herr Oberst von Hallwil um die Erlaubnis angegangen werden, den Bau auf seinem Lande vorzunehmen und aus dem Flussbette Steine und Ausfülle nehmen zu dürfen.*
- 2. Sollen dann die weiter erforderlichen Steine für die beiden Brücken vorne im Riemen fronweise gesammelt und zur Stelle geschafft werden.*
- 3. Soll der Bau der Brücken durch eine Mindersteigerung an Fachkundige übertragen und der Bau aber unter der Leitung des Gemeinderats fortgesetzt und vollendet werden.*
- 4. Zur Bestreitung der nötigsten unabwendbaren Ausgaben sollen im Riemen etliche abgestandene Tannen, alte Kirschbäume und ausgewachsene Buchen öffentlich versteigert und dahin verwendet werden.*
- 5. Sollen die weiter sich ergebenden Kosten durch Verkauf etwelcher Stumpen Holz aus dem Schlatt gedeckt werden.*

Diese Anträge wurden von der Gemeindeversammlung mit nur einer Gegenstimme genehmigt. Im Anschluss anboten sich die beiden Einheimischen Hartmann Urech, Zimmermann, und Ulrich Urech, Gemeinderat, den Bau der beiden Brücken samt je sechs gehauenen Othmarsinger Geländersteinen für Fr 250.– auszuführen, wenn die Gemeinde das weiter erforderliche Material liefere.



Abb. 11 Die östliche der beiden oberen Aabachbrücken, erbaut 1838/39.

4.4 Verschiedene Notizen

- 1824 Kaufeiner ersten Feuerspritze, in Zeiten mit Strohdächern kein Luxus!
- 1841 steht der 1798 erbaute Spittel im Ried bereits wieder leer und beginnt zu zerfallen. Der zweite Spittel der Gemeinde stand auf dem Hübel neben der Trotte, brannte aber 1855 ab.
- 1845 Wegen des missratenen 2. Freischarenzuges wurde ein Einfall der Luzerner befürchtet, und die Gemeinden im Seetal daher vom Kanton angehalten, eine Ortswehr zu organisieren. Jene von Hallwil umfasste 43 Männer unter der Leitung von Lehrer Siegrist. Weiter wird ange merkt, dass für den äussersten Notfall noch 38 Familienväter bereit stünden.
- 1847 Auch im Sonderbundskrieg stellte Niederhallwil, wie die übrigen Gemeinden des Berner Aargaus, ein Kontingent. Ein 27-jähriger Heinrich Urech, Strohdecker, wurde bei Gisikon durch eine Kugel verletzt. Auch mein Urgrossvater und sein Bruder nahmen an diesem Gefecht teil.



Abb. 12 Gemeindeschreiber Otto Urech mit seiner Nichte Gertrud und deren Ehemann, dem späteren Grossrat Paul Urech. Auf dem Zaun sitzt der kleine Herbert (geboren 1929).

5. Die wirtschaftlichen Verhältnisse im 19. Jahrhundert, insbesondere ab 1850

Für die 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts standen mir die im Vorwort erwähnten Notizen von Otto Urech zur Verfügung. Dort wo es möglich ist, möchte ich sie im Originaltext wiedergeben, schon aus Respekt vor der Arbeit eines damals 74-jährigen, gesundheitlich angeschlagenen Mannes.

5.1 Landwirtschaft

Die Landwirtschaft nahm im 19. Jahrhundert immer noch eine zentrale Stellung ein, beruhte doch die Ernährung der Dorfbevölkerung noch lange fast ausschliesslich auf der lokalen Produktion. Die Hungerkrisen in den 1780er Jahren und 1816/1817 beschleunigten die Bebauung von Brachland mit Kartoffeln und Klee, verbunden mit zunehmender Viehhaltung. Das Verhältnis von Mattland zu Ackerland verschob sich in der ersten Jahrhunderthälfte allmählich von 1:3 gegen 1:2, dazu kam Kleesaat auf einem Teil der Ackerbrache. 1830 lag das Verhältnis auf dem 9 Hektaren grossen Betrieb von Daniel Weber in Egliswil noch bei 1:3, 1850 beim ähnlich grossen Betrieb von Statthalter Meier in Hallwil bei 1:2,5, es sank bei den Söhnen von Daniel Weber um 1870/80 gegen 1:1,5. In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts hielt demnach der Vormarsch der Viehhaltung und damit der Wiesen weiter an, weniger wegen der Milchproduktion als für die Gewinnung von Stalldünger für die Bebauung von Brachland. Ergänzend wurde von den grösseren Bauern ab 1850 teilweise Knochenmehl und Gips eingesetzt. Ungefähr ab 1860 betrieb Jb. Urech in der Haldenmühle auch eine Gipsmühle und gab dann das Mahlen von Getreide auf. Bis Ende des Jahrhunderts verschob sich das Verhältnis von Mattland zu Ackerland gegen 1:1, wobei die Umstellung nicht alle Betriebe gleichermassen betraf.

Die Arbeit in der Landwirtschaft war hart und mühsam, da keinerlei Maschinen und Motoren vorhanden waren. Im Heuet und zur Erntezeit dauerte der Arbeitstag volle 18 Stunden.

Über die Arbeiten der Bauersleute im 19. Jahrhundert schreibt Otto Urech:

«Selbst grössere Betriebe mussten die Jauche mit dem Schüeffi ins Ständli oder in das Jauchefass schöpfen. Ein Güllenauslauf war eine Seltenheit. Nach und nach kamen handbetriebene hölzerne Pumpen und später eiserne in Betrieb. Gemäht wurde alles

Gras mit der Sense. Im Heuet begann die Arbeit sehr oft um 3 oder 4 Uhr morgens vor Sonnenaufgang, um am späten Vormittag das Heu wenden zu können. Während heute (1938) das Heu mit einem Aufzug auf die Bühne gebracht wird, wurde früher alles von Hand mit Gabeln abgeladen. Das Getreide schnitt man bis etwa 1860 mit der Sichel, dann setzte sich allmählich die Sense durch. Auch dies war eine mühsame Arbeit, da damals mehr Getreide (Weizen, Korn, auch Roggen und Gerste) gepflanzt wurde. In der Regel schnitten die Bauern zuerst sämtliches Getreide und liessen es liegen bis sie mit binden und heimführen beginnen konnten. Nach dieser mühsamen Arbeit kam ein kleines Fest, die sog. «Sichellösi».

Im Frühjahr setzte man die Kartoffeln nur mit Karst und Haue. Ferner wurden Runkelrüben, gelbe Rüebli, Sojabohnen und auch Hafer gesät. Das Frühjahr war eine strenge Zeit, da viele Bauern noch mit der Arbeit in den Weinreben zu tun hatten (schneiden und hacken, Erde und Mist tragen, bei Regenwetter, wenn das Holz weich geworden, Bögen krümmen, Stecken geben und die Bogenreben anbinden). Der Heuet dauerte länger als heute, bei schlechtem Wetter 1 Monat und mehr».

Gegen Ende des Jahrhunderts nahm auch im Seetal der Getreidebau ab. Verantwortlich hierfür waren die Aufhebung des Flurzwangs (Pflicht zu gleicher Nutzungsart in der gleichen Zelge) sowie billige Importe. Selbstversorgung begann auch bei den Nahrungsmitteln Schritt für Schritt der Marktwirtschaft zu weichen, noch kaum für die grösseren und mittleren Bauern, wohl aber für die übrige Bevölkerung und damit die Dorfgemeinschaft als Ganzes. Im Vergleich zu manchen anderen Regionen der Schweiz blieb aber die bäuerliche Produktion vielseitig.

Übliche Fruchtfolge um 1880 - Weizen, Korn

- Korn, Roggen und Gerste

- Kartoffeln, Klee, Gemüse (ehem. Brache)

- Weizen, Korn usw.

Die Körnererträge lagen um 15 kg/Are.

Da die Kulturlandfläche begrenzt war, setzte sich im 19. Jahrhundert, begünstigt durch die neuen Verdienstmöglichkeiten in Gewerbe, Heimindustrie und Fabriken, die Zersplitterung des bäuerlichen Grundbesitzes fort.

1852 Liegenschaft von Friedrich Meier, Statthalter, 48 Parzellen mit total 931 Aren: Aufteilung unter zwei Söhnen.

um 1880 Teilung des Hofes von Rudolf Urech, alt Weibels, auf die beiden Söhne Heinrich und Jakob.

Heinrich ergänzte seinen Betrieb mit einer Eisenwarenhandlung, Jakob den seinen mit einem Tuchladen.

Die Folge dieser Erbteilungen waren unzählige, meist schmale Kleinparzellen, manchmal nur fünf Meter breit. Das Kulturland (exkl. Wald) der Hallwiler Dorfbewohner im Umfang von rund 134 Hektaren ist 1855 aufgeteilt in 797 Parzellen, dies ergibt eine durchschnittliche Parzellengrösse von 16.7 Aren. Bei den vier grössten Landbesitzern (>5 ha) beträgt die mittlere Parzellengrösse 25.4 Aren, bei den Eigentümern mit 50 bis 100 Aren Land nur gerade 10.7 Aren. Neun Grundeigentümer besitzen weniger als 10 Aren Land, ihre Parzellen sind zwischen $\frac{1}{16}$ und $\frac{3}{16}$ Jucharten ($2\frac{1}{4}$ bis $6\frac{3}{4}$ Aren) gross.

Zahlreiche Erben von landwirtschaftlichen Grundstücken betrieben nie eine eigene Landwirtschaft. Im Jahre 1855 teilten sich 81 im Dorf wohnhafte Eigentümer das von Hallwiler Bauern bewirtschaftete Wies- und Ackerland (exkl. Gärten), dazu kamen noch drei Landbesitzer, die vor kurzer Zeit aus dem Dorf weggezogen waren. Die starke Aufteilung der landwirtschaftlichen Flur erschwerte im 20. Jahrhundert die notwendige Aufstockung der bäuerlichen Betriebe.

Im südlichen Gemeindegebiet sind rund 20 Hektaren Kulturland seit dem Mittelalter im Besitz von Boniswiler Bauern; im Jahr 1850 sind es 58 Eigentümer, die sich in diese Fläche teilen.

Im Jahre 1852 wurde die landwirtschaftliche Nutzfläche durch die Rodung des Riedwaldes um rund 13 Hektaren erweitert. In der gleichen Zeit (1853/1854) förderte die Behörde die Auswanderung mehrerer Familien nach Amerika.

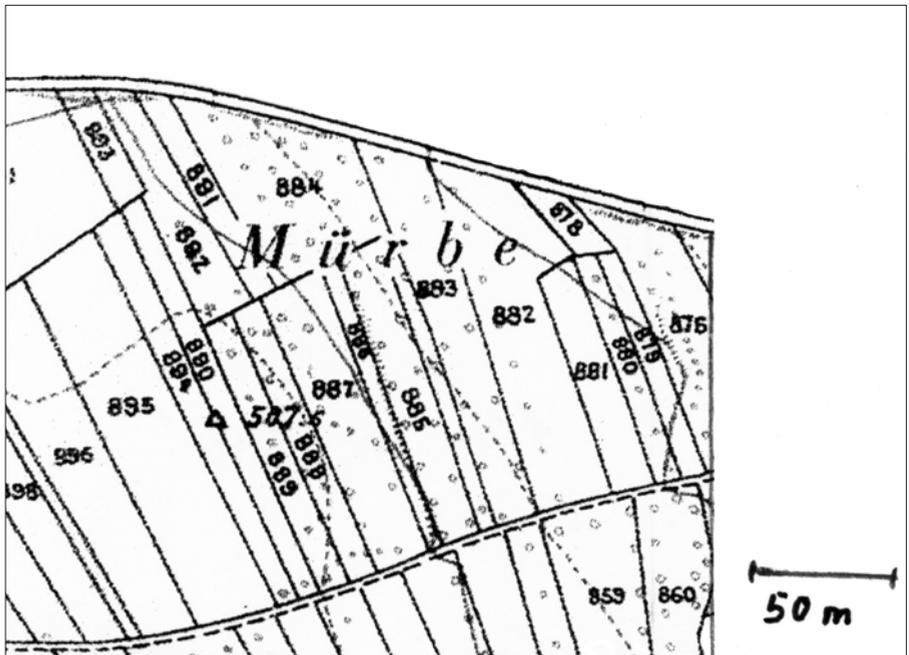


Abb. 13 Ausschnitt aus dem Katasterplan von 1932: Kleinparzellen in der «Mürbe», eine Folge der vielen Erbteilungen.

Der Rebbau blieb für viele Familien eine wichtige, freilich auch von Jahr zu Jahr stark schwankende Einnahmequelle, wenn auch die Anbaufläche gegen Ende des Jahrhunderts auf 4 Hektaren abnahm. Im Jahre 1855 gab es noch 45 Hallwiler Winzer und dazu 33 Boniswiler mit Rebland in der Gemeinde Hallwil.

Den Notizen von Otto Urech entnehmen wir folgendes:

«Der Wein war etwas saurer als in den Nachbargemeinden Seengen und Egliswil, was der Lage wegen zu begreifen ist. Daher pflegte man zu sagen, er sei am besten zum Fleisch einbeizen an Stelle von Essig. Auch hielt man auswärts den Hallwilern vor, wenn man sie ärgern wollte, der Haubuer eigne sich vorzüglich zum beizen der Getreidesaat. Aber gleichwohl war der Wein in guten Jahren auch gut und zudem haltbar, weil er eben viel Gerbstoff enthielt. (Anmerkung: In meinem Elternhaus lagerte im Keller Rot- und Weisswein, der über 40 Jahre nach der Kelterung noch vorzüglich schmeckte.) Gewöhnlich so Mitte Oktober begann die Weinlese. Am frühen Morgen schon rumpelten fremde Brückenwagen mit Standen, Bücki, Zubern und Kesseln beladen durch unser Dörfchen nach Seengen. Bauern von Seon und Retterswil besaßen in hier und Seengen Weinreben. In guten Jahrgängen floss ordentlich Geldwein durch die Hände der Winzer (1811, 1834, 1865 1A). Durchschnittlich so alle drei Jahre war der Ertrag befriedigend. Da man hier meist weissdicke Trauben pflanzte, war der Ertrag grösser als andernorts. Es gab bei diesen Trauben Jahrgänge mit über 4000 Litern auf die Jucharte Rebland. Der Wein galt zwischen 20 und 27 Rappen pro Liter.

Da die Trauben gegen Ende des Jahrhunderts stark vom falschen und echten Mehltau befallen wurden und die Stöcke vom vielen Spritzen krank geworden, wurden diese nach und nach gerodet.»

1924 verschwand der letzte Rebberg in Hallwil.

Im Rahmen der landw. Betriebszählung von 1866 werden für Niederhallwil angegeben: Weinernte 33'900 Liter

Mosternernte 11'600 Liter

5.2 Selbst geflickt und selbst gemacht, ist die beste Kleidertracht

«Diesen Zeilen huldigte man früher, als das Weibervolk noch kürzere Strümpfe und längere Röcke trug, noch mehr als heute. Die meisten Bäuerinnen hatten ihren Stolz darauf, die Hauptsache des Bettzeugs und der Leibwäsche selbst herzustellen. Es musste Leinenzeug sein und wie gesagt eigene Fabrikation.

Schon im Herbst hatte die umsichtige Hausmutter mit dem Vater über den Wärc- oder Hanfblätz gesprochen. Wo nahe beim Haus Land vorhanden war, zog man dies vor, damit schon den Winter hindurch passender Dünger auf den Blätz gebracht werden konnte. Im Frühling, sobald das Schneewasser verschwunden und die Wärme kam,

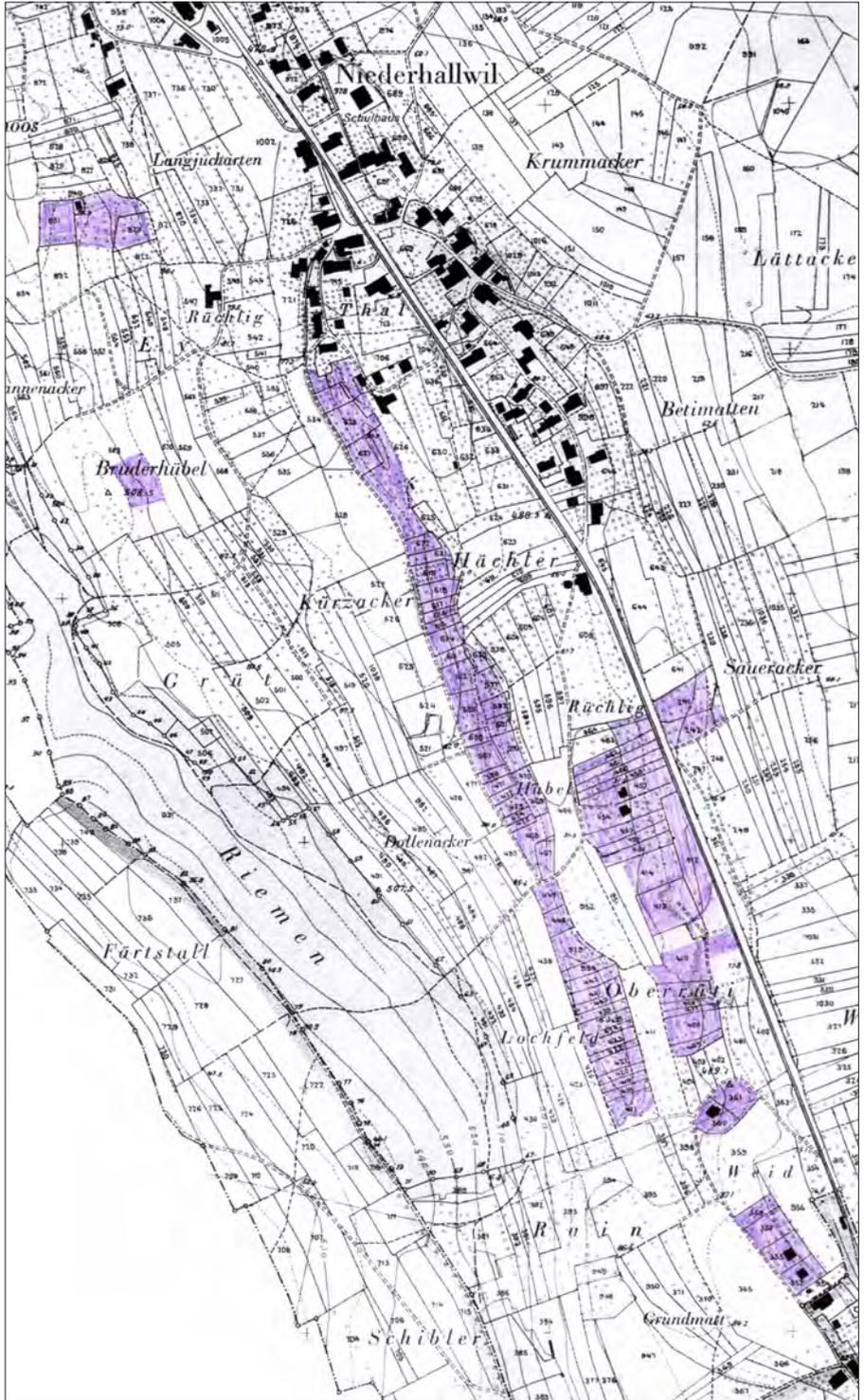


Abb. 14 Rebareal um 1850

wurde der Blätz umgestochen oder exakt gepflügt, geeegt und rein zubereitet, dann der Samen gesät und zwar «so dick as Wärch», damit die Stöcke nicht zu grob sondern rein werden sollten.

Der Hanfsamen wuchs schnell aus, man pflegte zu sagen, dass man am Auffahrtstage eine grosse Ankenballe im Wärch sollte verbergen können. Ende Juli oder anfangs August, je nach der Sommerwitterung, wurde das Wärch ausgerissen. Rings um den Blätz herum wurden noch Stöcke stehen gelassen, welche dann dick und bis zwei Meter hoch wurden und den Hanfsamen lieferten. Der Bast dieser groben Stengel wurde für Seilerwaren verwendet. Der reine Werg oder Wärch wurde auf eine frisch abgemähte Wiese gebracht und in geraden Linien rein und dünn gelagert, von Zeit zu Zeit gekehrt und die Blätter nach und nach abgeklopft. Wenn die Blätter dann entfernt und die Stengel dürr geworden, wurde der Werg auf einen Wagen geladen und heim geführt und an sonniger Stelle aufgestellt, bis er dürr war. An einem warmen Tage, wenn möglichst viel Sonne vorhanden war, wurde der Werg dann mit einer sog. «Rätsche» («Hanfbreche») gebrochen, bis die Ageln möglichst entfernt waren. Wenn nötig, wurde in der Nähe des Platzes ein Feuer gemacht, damit die Ageln besser los wurden und abgeschüttet werden konnten. Der so bereitete Hanf wurde dann noch an einem möglichst trockenen Ort aufbewahrt und in grosse dicke Zöpfe geflochten und auf dem Ofen noch gedörnt. Dann verabredeten die Frauen, wann sie den Hanf in die sog. Reibe bringen wollen. Einige Parteien brachten das Material per Wagen dorthin, wo auf einem festen Mühlstein ein fahrender Stein ringsum lief und zwischen diesen die Zöpfe befahren wurden. Jetzt ist der Hanf weich und fast frei von Ageln.

Nach vollendeter Herbstarbeit wurde der «Wärhhächler» in Dürrenäsch berichtet, welcher dann mit seinen zwei grossen stacheligen Stahlhächeln einrückte. Diese wurden an einem Balken oder Laden festgebunden und das Wärch oder der Hanf durch diese gezogen und sortiert. Das lange feine Hanfhaar nannte man Reiste und das kurze war die Barte. Nach dieser Arbeit, wenn die Tage kürzer und die Nächte länger geworden, wurde das Spinnrad zur Hand genommen und gesponnen. Man pflegte immer zuerst die kurze Barte zu spinnen und die schöne lange Reiste kam nachher in Arbeit. Dadurch wurde die Arbeit verschönert. Nicht selten waren in einer Stube nachts 2 bis 3 Räder in Funktion, Mutter und Töchter beschäftigten sich damit. Auch kam es vor, dass Nachbarsfrauen oder Verwandte mit ihren Spinnrädern und dem Wärch an der Kunkel z'stubeten sich einfanden, wo dann oft unter Gesang von Volksliedern die Spinnräder schnurrten.

Früher wurde in den Häusern, besonders den Winter hindurch mehr gesungen als heute, wo man meist nur noch in den Übungszimmern zu singen pflegt. Die Leute waren sich gewöhnt, daheim zu arbeiten und gegebenenfalls unter sich allerlei Kurzweil zu pflegen. Mutter und Töchter mussten am Abend nicht in die Sing- oder Turnstunde, die Sangesfreudigen sangen zu Hause und die Glieder wurden durch die Arbeit, statt durch den Sport gestählt.



Abb. 15 Das Gebäude der alten Dorfschmiede im Mitteldorf steht heute noch.

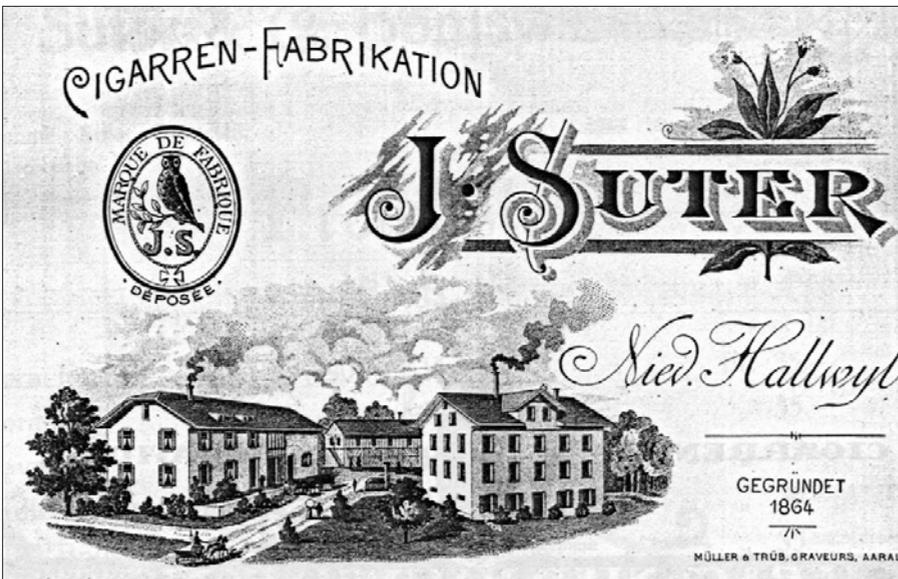


Abb. 16 Tabakfabrik Suter im Tal.
Links das umgebaute ehemalige Bauernhaus, rechts das Fabrikgebäude aus dem Jahr 1885.

Um 1840/50 etablierte sich die Strohindustrie (Flechtereie in Heimarbeit). In den 1880er Jahren gab es zwischen 150 und 200 Flechterinnen im Dorf und Haubuer Hutmacher verkauften ihre Ware nicht nur im Seetal, sondern auch in Basel und anderen Städten. Nach 1900 verschwand dieses Gewerbe schnell wieder, Rudolf Urech-Vogt war der letzte Hutmacher (bis 1910).

Als Ersatz kam 1864 die Tabakindustrie ins Dorf. In seinem Bauernhaus im Tal nahm Jakob Suter die Zigarrenfabrikation auf und 1885 erfolgte der Bau eines Fabrikgebäudes neben dem Bauernhaus.

Alle genannten Geschäftsleute, von Joh. Rudolf Urech bis hin zu Jakob Suter, betrieben auch noch eine kleinere Landwirtschaft. Dasselbe gilt für Jakob Urech, Haldenmüller.

Die Ziegeleifabrikation in Niederhallwil

«An der Landstrasse nach Seon, am Platze wo das letzte Geschäftshaus auf der rechten Seite steht, stand schon vor vielen Jahrzehnten eine kleinere Ziegelhütte. Diese wurde erbaut von Jakob Urech Haldenjokeb genannt. Sein Haus in der Halde unterhalb der Hertischeune wurde wegen Baufälligkeit abgerissen und der Haldenjokeb kaufte dann 1841 die noch nicht fertig erbaute «Haldenmühle» unterhalb der späteren Ziegelhütte. Vier Generationen derselben Familie betrieben hier die Handziegelei. Die Familie hatte zeitweise auch noch die Ziegelhütte beim Schloss Hallwil in Pacht sowie eine weitere in der Nähe der Strafanstalt Lenzburg. Der letzte Zieglermeister, Rudolf Urech-Häggi, liess dann das Unternehmen auch maschinell einrichten. Es war jedoch etwas zu spät, sodass der erhoffte Erfolg ausblieb, weshalb er es besser fand, das Unternehmen zu liquidieren. Er verkaufte das Gebäude dem Nachbar und Eigentümer der Gipsmühle Rudolf Urech Putzfadenfabrikant.»

Die Arbeiten im Ziegeleibetrieb

«Alle Ziegler in der Region haben neben diesem Geschäft noch Landwirtschaft betrieben, weil nur das eine oder das andere Geschäft für diese Unternehmer nicht rentierte. Früher wurde in den alten grossen Brennöfen auch die Kalkbrennerei betrieben weil der Kalk mehr Verwendung fand als heute.

Die Kalksteine, die sich in hiesiger Gegend vorfanden und die aus der Fremde bezogenen, wurden zu unterst in den Brennöfen, an der Stelle wo eingefeuert wurde, plaziert. Die Hitze war manchmal so gross, dass die Steine stellenweise zum schmelzen kamen und keine Verwendung finden konnten. Auf die Kalksteine kamen dann die getrockneten grossen Ziegelsteine, Kaminsteine und zu oberst die Ziegel, welche etwas weniger Hitze brauchten als die grossen Ziegelsteine. Im grossen und ganzen kann man sagen, dass der damalige Ziegeleibetrieb ein ausserordentlich mühsames Gewerbe war.

Für die Zufuhr von Rohmaterial mussten im Betrieb Pferde oder sonstiges Zugvieh vorhanden sein, darum war es unerlässlich, dass Landwirtschaft mit der Ziegelei

zusammen betrieben wurde. Der Lehm für die Ziegelei in Niederhallwil wurde zuerst in der Nähe der Ziegelhütte, im sogenannten Mühleacker, dann oben in der Allmend und in der sogenannten Moor gewonnen. Später holte man den Lehm in Retterswil, aus der Bampf und vom Ellenberg. Hiefür wurden grosse Holzschlitten verwendet. Dazu musste auch die Witterung beitragen. In regnerischen Wintermonaten gestaltete sich die Zufuhr schwierig und oft konnte man diese Arbeit erst gegen den Frühling oder den Sommer hindurch vornehmen, also gerade zur Zeit, da das Material verarbeitet werden sollte. Das erforderte oft den Beizug fremder Hilfe. In solchen Fällen musste die Zufuhr den Sommer hindurch bei grosser Hitze vor Sonnenaufgang oder nach Sonnenuntergang besorgt werden. Weiter wurden Tausende von Fudern Tannholz, worunter viel ausgegrabene Stöcke aus den Waldungen von Gränichen, Dürrenäsch, Leutwil und Niederhallwil der Ziegelhütte in Niederhallwil zugeführt. Auch das Brandholz ab Brandplätzen fand Verwendung. Man denke sich die grosse Arbeit der Zerkleinerung, hauptsächlich des Stockholzes und auch des Brandholzes, wo die Arbeiter aussahen wie Neger.

Zuerst wurde der Lehm rein gehackt und gerührt. Bevor dazu maschinelle Einrichtungen vorhanden waren, war es oft sehr schwierig, das Material sauber herzustellen, um einwandfreie Ziegel zu erhalten. Wenn im Lehm auch nur ganz kleine Kalksteinchen vorhanden und gebrannt wurden, so sprangen bei Regen die Ziegel auf dem Dach. Nach und nach kamen einfache Maschinen für die Lehmzubereitung in Betrieb, Walzen mit Handbetrieb, später mit Maschinenbetrieb und noch später Maschinen für die ganze Ziegelfabrikation. Damit trat eine Überproduktion ein. Vor dem Maschinenbetrieb bestand das Personal in der Hütte aus dem Lehmrüster, der den Lehm in Ballen dem Ziegler auf den Tisch schaffen musste. Der Ziegler klopfte den Lehm in einem Modell fest und der Streichbub hatte die Aufgabe, die Ziegel mit den Händen zu waschen, zu streichen und dann auf ein Lager zu bringen. Nicht selten bekam letzterer vom steten Streichen wunde Hände.

Die Fabrikation im Handbetrieb war überaus mühsam, besonders dort, wo die Arbeiten an der heissen Sonne ausgeführt werden mussten. Oft fehlte es sogar am nötigen Trinkwasser.»

5.4 Post und Bahn

Bis zum Bau der neuen Seetalstrasse waren die Strassen und Wege sehr mangelhaft, nicht mehr als befahrbare Fusswege mit wiederkehrenden Steilstrecken. Der Unterhalt oblag den Bauern. 1851 wurde, auf Initiative des Kantons hin, mit dem Bau der neuen Landstrasse Boniswil-Lenzburg begonnen. Der Bau der Strasse wurde den anstossenden Gemeinden übertragen, die dann diese Arbeiten im Gemeindewerk auszuführen beabsichtigten.

Otto Urech schreibt hiezu:

«Dem Vernehmen nach sollen sich aber einige Arbeiter derart angestrengt haben, dass sie Schweisstropfen bekamen. Da es aber nur wenige waren, war dieser gesammelte Schweiss – ein ausgezeichnetes Mittel gegen Gicht und rheumatische Leiden – sehr teuer. Das gleiche war damals schon beim Wegknechtenschweiss der Fall, denn schon damals kam es vor, dass die meisten Wegknechte unter dem Kinn vom Unterstellen des Schau-felstiels sog. tote Haut bekamen. Aus diesem Grund haben dann die meisten Gemeinden die ihnen zugeteilten Strassenstücke in Akkord vergeben. Das Stück Boniswil – Alliswil wurde der Gemeinde Seon und dasjenige von Boniswil bis zur Haldenmühle der Ge-meinde Niederhallwil übertragen. Letzteres Stück wurde an Joh. Ulrich Urech Friedens-richter, Jb. Kleiner Metzger und Rudolf Urech Ziegler vergeben. Diese drei Unternehmer, welche auch das Seoner Stück übernommen hatten, machten schlechte Geschäfte und führten deswegen mit Seon einen Prozess, den sie aber verloren.»

Die Linienführung der neuen Landstrasse entspricht in etwa der heutigen Strasse, einzig im Mitteldorf zwängte sie sich etwas weiter westlich auf der alten Strasse zwischen den Häusern durch. 1852 waren die Arbeiten abgeschlossen. Die neue Strasse kam allen, Handel, Gewerbe und Landwirtschaft zu gut; insbesondere förderte sie den Ausbau des Postdienstes.

Zur Geschichte der Post schreibt Otto Urech, von 1890 bis 1918 auch noch Posthalter im Dorf, folgendes:

«Bis Ende der 1840er-Jahre fuhr noch keine Post. Nur selten brachte ein Fussbote Hächler aus Seengen Briefe oder Zeitungen. Die wenigen Postsachen brachte er in die Gemeinden Seengen, Egliswil, Lenzburg, Staufeu, Seon, Niederhallwil und Boniswil. Später fuhr ein Einspänner-Pöstchen von Fahrwangen nach Wildegg und zurück. Ein Bote mit einem Karren brachte die Postsachen von Dürrenäsch nach Niederhallwil, wo sie der alte Posthalter im Mitteldorf umspedierte. Das Pöstchen besorgte auch den Personenverkehr. Der Postwagen von Gelfingen über Fahrwangen nach Wildegg wurde von Jakob Urech Gipsmüller dahier viele Jahre geführt. Als die Strohgeflechtwaren in den 70er und 80er Jahren zugenommen hatten, und die Fabrikation in Seengen, Meisterschwanden und Fahrwangen zur Blüte gekommen war, kam es oft vor, dass ein Postwagen nicht ausreichte und Beiwagen mitgegeben werden mussten, welche manchmal hohe Fuder Pakete vorbei führten. Den Posthalterdienst in Hallwil besorgten von Anfang bis 1959 vier Generationen derselben Familie, zuerst im Mitteldorf und von 1890–1959 in der Breiten».



Abb. 17a und 17b Von 1889 bis 1959 war die Poststelle in diesem Bauernhaus in der Breiten.
Aufnahmen von 1912 und 1936



Seetalbahn

«Zuerst wurde von gemeinnützigen Männern eine Eisenbahn von Lenzburg nach Luzern angestrebt, jedoch ohne Erfolg, weil damals das Projekt der Südbahn Aarau-Rotkreuz auftauchte und ausgeführt wurde. Die gemeinnützigen Männer im Seetal und gegen Luzern ruhten nicht und kamen auf den Gedanken, eine Strassenbahn zu bauen. Es gäbe ein dickes Buch, wollte man schreiben, was es brauchte, bis das Geld für den Bau bereit war und die Angelegenheit betr. der Übergabe der Seetalstrasse mit dem Staat Aargau in Ordnung war. Der Unterhalt dieser Strasse musste von der Bahngesellschaft übernommen werden. Als dann später das Auto auftauchte, musste die Strasse verbreitert werden.

Im Jahre 1882 wurde mit dem Bau der Bahn begonnen und im Herbst 1883 kam der erste «Kohli» von Boniswil her in unser Dorf. Es war dies etwas ausserordentliches, das die Leute auf die Strasse zog. Wie zu einem Jugendfest fanden sich die Neugierigen ein. In der Mitte unseres Dorfes konnte die Bahn der Strassenkrümmung wegen nicht auf der bestehenden Strasse gebaut werden. Auf dem Platz östlich der ehemaligen Brückennaage mussten drei Häuser abgetragen werden. Die neuen Einrichtungen für den elektrischen Betrieb (1910) gaben wieder viel zu reden und zu bezahlen. Im Jahre 1922 wurde dann die Seetalbahn auch vom Bund übernommen. Der erste Stationsvorstand in Niederhallwil war Otto Urech. Da dieser, 19-jährig, sich als solcher nicht gemeldet hatte, wurde er auf dem Berufungsweg gewählt. Die Jahresbesoldung betrug Fr 700.-. Ein Stationsgebäude war noch nicht vorhanden. Die Bahnbillete wurden im Wagen während der Fahrt ausgegeben. Damals war der Zudrang der Reisenden noch grösser als heute (1938). Es waren noch keine Autos vorhanden und viele Neugierige, die noch nie mit einer Eisenbahn gefahren waren, reisten nach Luzern. Ein Güterschuppen war natürlich auch noch nicht vorhanden. Das Gepäck wurde in einer Tenne in der Nähe des Bahnhofplatzes aufbewahrt und mit einer Bähre oder einem Karren vom und zum Zug gebracht.»

Der Bau der Seetalbahn (STB) brachte den anliegenden Gemeinden, so auch Niederhallwil, neue Impulse:

1885 Bau der Zigarrenfabrik im Tal

1887 Bau einer zweiten Ziegelhütte im Tal

1889 Musikdosenfabrik Alpsteg beim Bahnhof

Zusätzlich eröffnete die Bahn bessere Möglichkeiten zum Pendeln in entferntere Arbeitsorte. Diese neuen Verdienstmöglichkeiten führten zu einem schnellen Rückgang der Heimarbeit; die Strohflechterei etwa verschwand viel schneller als im benachbarten Egliswil, wo ich sie noch bis 1950 miterlebt habe.

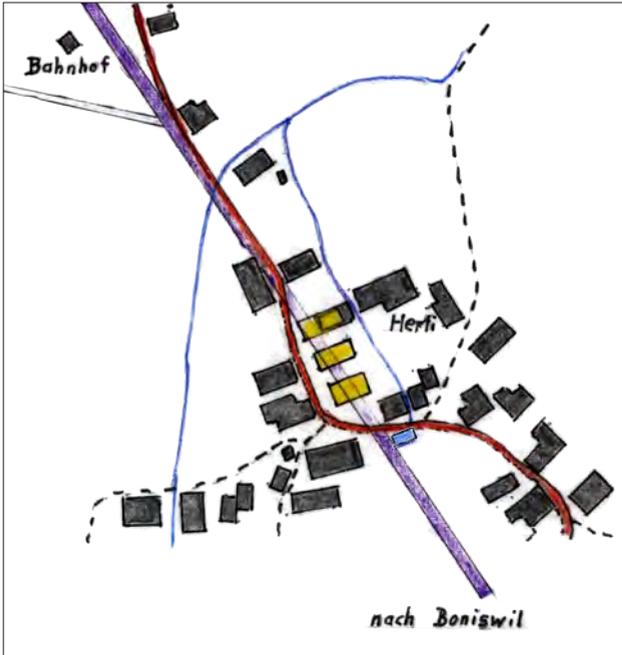


Abb. 18 Strassenverlegung und
Bahnbau, 1883
Hausabbrüche im
Mitteldorf

- alte Landstrasse vor 1852
- neue Landstrasse ab 1852
- Hausabbrüche für die Bahn 1882
- Schmittenweiher



Abb. 19 Die Ziegelhütte im Tal (südlich vom Statthalterhaus).

6. Zum Schulwesen im 19. und frühen 20. Jahrhundert

6.1 Schulhäuser

«Laut Gesetz vom 1. Mai 1805 und 22. Juni 1825 soll in jeder Gemeinde mindestens eine Schule bestehen, die Jahresbesoldungen betragen Fr 100.– bis 160.–. Der Schulunterricht musste, ausgenommen am Samstag, täglich sechs Stunden betragen. Es wurden acht Wochen Ferien in Aussicht genommen. Die Aufsicht über die Schule besorgten die Schulpflege, die Pfarrherren und der Inspektor.

Erst im Jahre 1835 wurde im Aargau gesetzlich verfügt, dass die Gemeinden innert sechs Jahren ein besonderes Schulhaus zu errichten haben, freilich waren damals in den meisten Gemeinden schon Schulhäuser, wenn auch ganz primitive, vorhanden. Das erste Schulhaus in Hallwil, nur ein einstöckiges Häuschen, wurde im Jahre 1861 abgerissen. An dessen Stelle wurde ein neues, zweistöckiges Schulhaus gebaut. Dieses hatte im Parterre südlich ein grosses heiteres Arbeitsschulzimmer, nordwestlich ein



Abb. 20 Von 1852 bis 1905 das zweite gemeindeeigene Schulhaus in Niederhallwil.

Reservezimmer und nordöstlich das Gemeinderatszimmer, mit einem kleinen auf der Ostseite angebauten Archiv. Das Schulzimmer umfasste den ganzen Boden im ersten Stock mit einem grossen Zylinderofen. Es war heiter und lieblich. Mit diesem zweiten Schulhaus erhielt das Dorf auch eine vom Leseverein geführte Bibliothek.

Als dann Anfangs der 1890er Jahre überall neue Schulbänke verordnet wurden, wurde das Lokal für eine Gesamtschule zu klein. Man drohte uns von Aarau aus mit Trennung der Gesamtschule, wodurch ein zweites Schulzimmer nötig wurde, da laut Schulgesetz die Gesamtschulen, wenn diese drei Jahre nacheinander 80 und mehr Schüler zählen, getrennt werden müssen. Man konnte, wohl oder übel, nicht mehr anders und musste in den sauren Apfel beißen. Vorerst wurde eine Kommission bestellt, welche die Frage betr. Umbau oder Neubau prüfte. Der kantonale Hochbaumeister hatte von einem Umbau, wie er recht hatte, abgeraten, da kein Umgelände für etwas Rechtes vorhanden war und zudem die Kosten für einen Umbau nicht erheblich kleiner, als diejenigen für einen Neubau veranschlagt worden waren. Die Kommission bestand aus neun Mitgliedern: Urech Rudolf, Ammann; Urech Jakob, Viceammann; Urech Jakob, Spezierer, Gemeinderat; Suter Jakob, Fabrikant; Meier Jakob, Ziegler; Urech Rudolf, Ziegler; Suter Fritz, Förster; Rudolf Urech Dragoner, Landwirt und Otto Urech Gemeindeschreiber.

Man einigte sich definitiv auf einen Neubau. Viel zu reden gab die Platzfrage. Es waren viele Ansichten, in der Hauptsache noch von solchen, welche nicht in der Baukommission waren und doch das Wort überall führten. Man einigte sich schliesslich auf den Platz, wo das Gebäude heute steht. Die Kommission hat ausgezeichnet gewählt. Das Gebäude ist am richtigen Ort für den Unterricht und ziert die Gemeinde von allen Seiten her. Von Seengen und Egliswil aus gesehen präsentiert es sich als schlossartiges Haus auf luftiger Höhe.

Plan und Kostenberechnung wurden von Baumeister Bertschinger in Lenzburg erstellt, welchem die Arbeiten dann auch übertragen wurden um die Summe von Fr 54'000.- (ohne Heizung). Die Steine für das Fundament und den Unterbau wurden von der Gemeinde geliefert und vom Bauunternehmer bezahlt. Es waren grosse Findlinge aus dem Buholzwald, die von hiesigen Bürgern gesprengt und auf den Platz geführt worden waren.

Das Gebäude, das allgemein bewundert und gelobt wurde, wurde am Sonntag den 30. Juli 1905 eingeweiht.»

6.2 Das Schulexamen vor und nach 1880

«Niederhallwil als ganz kleine Gemeinde hatte früher gar keine festlichen Anlässe, kein Markttag, keine sonstigen Tanzbelustigungen waren vorhanden. Darum wurde viele Jahre der zweite Teil des Schulexamens hiezuhin benutzt und zum allgemeinen Feiertag gemacht.

Schulhausweihe in Niederhallwil

verbunden mit

Jugendfest

Sonntag den 30. Juli 1905.

PROGRAMM:

Am Festvorabend um 9 Uhr: Zapfenstreich.

Am Festtag den 30. Juli:

1. Vorm. 6 Uhr: Verkünden des Festtages durch 6 Böllerschüsse und Tagwache.
2. Nachm. 12¹/₂ „ Sammlung der Schüler, Lehrerschaft, Eingeladenen, Behörden und Vereine beim alten Schulhaus.
3. „ 1 „ Abschiedsvorträge daselbst.
4. „ 1¹/₂ „ Festzug durch das Dorf auf den Festplatz.
5. „ 2 „
 - a. Vortrag der Musikgesellschaft.
 - b. Uebergabe des neuen Schulhauses vom Architekten an die Gemeinde.
 - c. Entgegennahme des Gebäudes durch den Gemeindeamman.
6. „ 3 „
 - a. Weihelied der Schüler und des Töchterchors.
 - b. Festrede des Herrn Pfarrer Hassler.
 - c. Begrüssungs- und Weihegesang des Gemischten Chors.
 - d. Musikvortrag.
7. Nachm. 3³/₄ Uhr:
 - a. I. Bewirtung der Schüler.
 - b. Bankett.
 - c. Rede des Herrn Erziehungsdirektor Dr. Müri.
 - d. Männerchorvortrag.
 - e. Fernere Vorträge der Vereine und Ansprachen der Vertreter der Behörden.
8. „ 4³/₄ „ Aufführung des Jugendfestspiels:
„Alpaufzug“.
Dichtung von Herrn Lehrer Killer, Villigen.
Aelplerreigen und Fahenschwingen
componiert von Herrn Turnlehrer Fricker, Aarau.
(Das sangeskundige Publikum ist gebeten, am Schluss des Spiels die Nationalhymne mitzusingen).
9. Nachm. 5¹/₂ Uhr: Fortsetzung der freien Produktionen.
10. „ 6 „ II. Bewirtung der Schüler. Gesang- und Musikvorträge.
11. „ 9¹/₂ „ Feuerwerk.
12. „ 10 „ Entlassung der Schuljugend.
Nachher Tanz und freies Festleben.

- NB.** 1. Bankétkarten à Fr. 1. 50 werden vom Festwirt, Hrn. Rud. Gloor zum „Kastanienbaum“, abgegeben.
2. Von 3—7 Uhr stehen die Schulräume dem Publikum zur Besichtigung offen.

Das Organisationscomité.

Bald nach Neujahr wurde von Jung und Alt vom Examen gesprochen. Insbesondere freuten sich die Kinder darauf, weil viele unter ihnen, die das aufs Neujahr fällig gewordene neue Kleidungsstück nicht erhalten hatten, dasselbe doch ganz bestimmt auf den Examen erhielten, sei es ein ganz neues Kleid oder auch nur einen Teil davon (Schuhe, Hosen, Kittel). Auch bei den Erwachsenen war dies der Fall, indem die Leute damals den Schuhmacher, Schneider oder die Näherin auf die «Stör» ins Haus nahmen, wo der Kleiderstoff angeschafft und die Kleider im Haus angefertigt wurden.

Endlich ist die Zeit da, wo der Examen abgehalten wird, so Ende März oder anfangs April, immer an einem Nachmittag und rechtzeitig, da alles, das Schriftliche wie das Mündliche mit oft über 80 Schülern behandelt und fertig sein musste. Am Examenstag wurde etwas früher zu Mittag gegessen. Die Mutter hatte auch etwas Besseres als sonst gekocht, aber die Mahlzeit war bald fertig. Die Freude stillte Hunger und Durst. Bald sah man Scharen von Schülern nach dem Schulhaus wandern. Die einen ganz, die anderen nur mit teilweise neuer Montur ausgestattet. Auch der Schulmeister hatte es, sofern es ihm der Geldseckel erlaubte, zu einem neuen Kleid, oder doch zu einem Teil desselben gebracht.

In der grossen Schulstube, die ganz ausgefüllt war, herrschte ein Höllenlärm. Oft mussten noch aus Nachbarshäusern Stühle herbeigeholt werden um die vielen Schüler zu plazieren. Auf einmal hört der Lärm auf. Der Inspektor kommt! Er erscheint in Begleitung von einem oder mehreren Mitgliedern der Behörde. «Gott grüss euch liebe Kinder!» war immer seine Begrüssung. Nachdem er dann seiner Bogennase einen schwarzen Lenzburger serviert und diese mit seinem braunen Schnupftuch geordnet hatte, begann das Geschäft. Der Inspektor musste sich einrichten, dass er bis Einbruch der Nacht fertig wurde. Schreiben, Lesen und Rechnen wurden so ziemlich summarisch ausgeführt. Die Unterschule wurde in der Regel früher entlassen als die Oberschule und hatte bis zum allgemeinen Schlussgesang frei. Der Unterricht der oberen Klassen dauerte länger. Bei trüber Witterung musste oft die Petrollampe noch in Anspruch genommen werden.

Inzwischen hatten sich im Schulzimmer alle Mitglieder der Schulbehörde, der Pfarrer aus Seengen, der alte Steuermeister Friedi und eine ganze Menge Schulfreunde und Neugierige, Frauen, Männer, Töchter und Jünglinge eingefunden, welche die Schulstube und bei offener Türe den Korridor mit Treppenhaus ausfüllten. Denn diese wollten den Schlussgesang hören und den jeweils gemeinsam gesungenen Choral mitsingen. Am meisten Freude aber bereitete den Schülern der Steuermeister Friedi, der jeweils Zahltag machte und zwar Oberschule 20 Rappen und übrige Klassen 15 Rappen pro Kopf. Wirklich ein währschafter Zahltag! Die Abdankung des Inspektors war immer von grossem Lob begleitet, indem er die Arbeiten von Lehrer und Schülern an dieser grossen Gesamtschule stets würdigte.

Nach der Abdankung und dem Choral ging es der Pinte zu, Behörden mit Inspektor, Pfarrer und oft noch Lehrer aus Nachbargemeinden. Auch die Arbeitslehrerin durfte

nicht fehlen. In einer kleinen Separatstube im Parterre der Wirtschaft auf der alten Post fand das Essen statt. Das Menü war in der Regel einfach – kurz und gut – wie man es heute manchmal noch gerne hätte: Suppe, Rindfleisch, Hammen oder Kalbsbraten, dem ein feiner Kaffee-Kirsch mit Gebäck folgte. Alles trank Wein, von Limonade, Eptinger und wie das Zeug alles heisst, wusste man noch nichts. Es wurde Wein getrunken, worauf Heiterkeit bei den Gästen eintrat. Das Erzählen von heiteren Erlebnissen würzte die Zusammenkunft. In der Regel löste sich diese Gesellschaft um 10 Uhr auf. Es kam aber auch vor, dass der Höck länger dauerte und der Inspektor in Niederhallwil Nachtquartier nehmen musste.

Etwa um 8 Uhr rückten die Musikanten ein und zwar die sog. «Hämmifriedlimusik», drei Musikanten aus Seengen und einer aus Niederhallwil. Es war damals die einzige Tanzmusik weit und breit. Um 1870 gesellten sich noch andere Musiker zu dieser Musik und zwar die beiden Virtuosen Jakob und Rudolf Urech in der Wirtschaft zur Post. Die Zeiten ändern sich, so auch die Bräuche und alles andere. Als die Leute auf der alten Post wegen hohem Alter und Mangel an Personal die Wirtschaft aufgaben, wurde im zweiten Haus nördlich davon eine Wirtschaft eröffnet, doch hatte dieser Wirt wegen beschränktem Platz auf den abendlichen zweiten Teil des Examens verzichtet. Inzwischen hatte Jakob Urech, Bäcker im Oberdorf zuerst eine Eigengewächs-, dann eine Pintenwirtschaft und zuletzt eine Speisewirtschaft eröffnet. Neben der Bäckerei und der Landwirtschaft betrieb er diese Wirtschaft, wo nun später der zweite Akt des Examens gefeiert wurde. Dieses Haus war nicht für eine Wirtschaft gebaut worden, im Besonderen nicht zum Tanzen. Darum hatte der Bäcker am Examentage für Sicherheit



Abb. 22 Gebäude des Jakob Urech, Bäcker und Wirt im Oberdorf, ein typisches Bauernhaus aus der Zeit um 1860. Foto 1973, kurz vor dem Abbruch.

gesorgt und in der untern Stube einen dicken Balken unterstellt bis der Anlass vorüber war. Später wurde der Tanz in die Tenne verlegt, wo der Wächter die Schüler zu beaufsichtigen hatte. Für die Unterhaltung sorgte die Tanzmusik der damals sehr bekannten und berühmten Musikgesellschaft Niederhallwil.

Nach dem Bau des «Schützenstübli» des Rudolf Gloor auf der Herte (1914), wurde der zweite Teil dort vollzogen, jedoch nicht mehr so feierlich wie früher. Um 1930 sassen die Behörden nach dem ersten Teil des Examens in der vorderen Wirtschaft des Paul Urech («Zum Bahnhof») und die Schüler waren im «Schützenstübli» beim Tanz. Die Musik war einfacher als früher, eine Handharmonika musste genügen.»

7. Sitten und Bräuche, Sagen

7.1 Heirat/Hochzeit

«Diejenigen welche Heiraten wollten, hatten sich beim Pfarrer des Orts zu melden und ihr Verlöbniß anzuzeigen. Die seit uralten Zeiten inne gehabte Verkündung und Einsegnung durfte ihnen nur dann erlaubt werden, wenn sie konfirmiert und durch ihr erstes Abendmahl unter die Zahl der erwachsenen Christen aufgenommen waren. Das Verlöbniß musste in der Heimat und an den Wohnorten beider Verlobten an drei aufeinander folgenden Sonntagen nach dem Morgengottesdienst von der Kanzel verkündet werden. Wenn auf diese Auskündungen von keiner Seite rechtmässige Einsprache erfolgte, so konnten sich die Verlobten beliebigen Orts trauen lassen. Diese hatten sich auch wie folgt auszuweisen: Der Verlobte, wenn er milizpflichtiger Kantonsbürger war, mit vom betreffenden Exerziermeister ausgestelltem Schein, dass er vorschriftsgemäss montiert und armiert sei. Die Verlobte, dass sie als in eine andere Gemeinde heiratende Weibsperson ihr Weibereinzugsgeld bei dem Verwalter des Armenguts der betreffenden Gemeinde bezahlt habe und das Vermögen der Braut versichert sei.

Die Hochzeiten (Einsegnungen) fanden in der Regel an gewöhnlichen Wochengottesdiensten, meist am Freitag, statt.

Früher standen den ehelichen Verbindungen viel mehr Hindernisse entgegen, es würde zu weit führen diese alle aufzuzählen. Mangel an Gewähr, dass der Verlobte eine Familie ernähren könne, schlechte Sitten oder schuldige Erziehungskosten für eheliche oder uneheliche Kinder, waren unter vielen anderen, Ehehindernisse, wovon die Gemeinden ausgiebigen Gebrauch machten aus Furcht grösserer Lasten. Sehr oft kam aber das Gegenteil, da uneheliche Kinder heranwachsen wie Pilze aus dem Boden bis

die Bundesverfassung von 1874, durch das Gesetz über das Zivilstandswesen, hierin ein Ende machte durch Abschaffung der hemmenden Vorschriften und Abgaben. In manchen heutigen Ehefällen wären die früheren strengen Vorschriften aber immer noch am Platz.»

7.2 Sterbefälle/Bestattungen

«Vor 100 Jahren schon wie heute, wurden die Sterbefälle in der Regel vom Wächter von Haus zu Haus angesagt und die Zeit der Beerdigung angegeben. Die Leichen mussten immer nach Seengen auf den Friedhof gebracht werden. Bis 1890 wurden zum Transport gewöhnliche Wagen der Landwirtschaft verwendet, dann wurde auch in Niederhallwil ein extra Leichenwagen angeschafft. Der erste Transport mit hiesigem Totenwagen war die Leiche von Hansulrich Urech, Müller, gewesener Postillon. Der Wagen wurde aus freiwilligen Beiträgen angeschafft. Er erwies sich allerdings bei der Beerdigung des über zwei Meter grossen Jakob Urech-Urech von der Spissi als zu kurz.

Die Reihenfolge des Leichenzuges war streng geregelt und sah bis um 1930 wie folgt aus:

1. Leichenwagen
2. Die nächsten männlichen Verwandten
3. Übrige männliche Teilnehmer
4. Die weiblichen Teilnehmer, ausgenommen nächste Verwandte,
5. Nächste weibliche Verwandte

Wenn der oder die Verstorbene einem Verein angehört hat, welcher das Verstorbene Mitglied offiziell begleiten will, marschiert der betreffende Verein (eventuell mit Banner) an der Spitze des Zuges.

Vor 100 und mehr Jahren sollen die Leichenreden derart lange gedauert haben, dass sich der Magistrat von Aarau veranlasst sah, die Geistlichen zu ersuchen, diese Reden abzukürzen. Diesem Wunsche ist dann zuerst Folge geleistet worden, man hat sich mit Angabe von Geburt, Verehelichung, Todestag und Gebet abgefunden. Seit einigen Jahren jedoch ist es wieder Mode geworden, dass an der Beerdigung ausser den Personalien wieder lange unerwünschte Reden gehalten werden, was oft gar nicht der Wille des Verstorbenen war. Ich gebe zu, dass obwohl im Tode alle Menschen gleich sind, die Trauerreden unmöglich ganz gleich lang gehalten werden können, da die Lebensweisen allzu verschieden sind. Dies kann vom Redner, sei es ein Pfarrer oder Privatmann, auch ohne langes und zeitraubendes Lob oder Tadel des Verstorbenen mit wenigen Worten angemerkt werden.»

7.3 Aberglaube, Hexen

«Während der Zeit, da der Verfasser diese Heimatkunde schrieb, waren Hexen, Aberglaube etc. nicht mehr aktuell. Noch vor 50 und mehr Jahren hat man den Kindern mit allerlei Sagen Angst gemacht, um diese abends mehr daheim zu sehen. Beispielsweise mit dem Dorftier, welches nach einbrechender Nacht herumliefe, und Kinder mitnehmen wollte.

In der grossen Trotte auf dem Hübel lauerte der **Trottenjoggeli** auf dem Estrich, welcher oft brüllte, dass man es eine halbe Stunde weit hörte. Das war der üble Lärm, welcher von der grossen Holzschraube beim Pressen durch den schweren langen Trottbäum verursacht wurde.

Zu unterst im Buholzwald, am Weg nach Leutwil, war eine Lehmgrube, wo die Leute für das Ausstreichen der Öfen und Kachelöfen Lehm holten. Dort soll eine **Hexe** gewesen sein, welche bei Regenwetter sich oft zeigte und den Leuten Leid antat, sogar Kinder in die Grube mitgenommen hat.

Im Hinterdorf, wo das Haus von alten Friedrich stand, wo der Fussweg nach den Steinmatten gegen das Eggenmösli führt, wurde der alte **hagere Friedrich** bei Änderung der Witterung mit seiner roten grossen Fahne in alter Uniform mit ... und langem Säbel gesehen.



Abb.23 Gebäude der Weintrotte aus dem Jahr 1849. Sie diente nach der Aufgabe des Rebbaus noch einige Jahrzehnte als Schopf. Abbruch um 1974.

Die «**Sträggele**», eine böse alte Hexe welche am Weihnachtsabend, wenn das Christkindli seine Besuche beendet hatte, die Hausmutter fortschleppen wollte wenn sie den von der Mutter in der Nebenstube beim Fenster aufgehängten Bündel gesponnenes Garn zu klein fand.

Der **Bassgeigerhans**, der fest an Hexerei glaubte, hat erzählt wie er einmal auf dem Heimweg von Seengen etwa 150 Schritte nach dem Schloss bei der Bleichmatt plötzlich ein Hindernis erlebt. Es war als hätte er eine Mauer vor sich. Er hatte grosse Angst. Da kam ihm in den Sinn, er wolle was probieren. Er nahm seine schwarze Geige vom Rücken, fuhr mit dem Bogen einige Male über die Saiten, worauf der Weg wieder frei geworden sein soll. Das wurde überall bekannt und nicht selten wurde der Hans gerufen, wenn es irgendwo spukte.»

8. Niederhallwil um 1900

Einwohner	387
davon Ortsbürger	327 (das waren 41% aller Hallwiler Bürger in der Schweiz)
bewohnte Häuser	59 (56 Hausbesitzer sind Ortsbürger)
Viehhalter	55

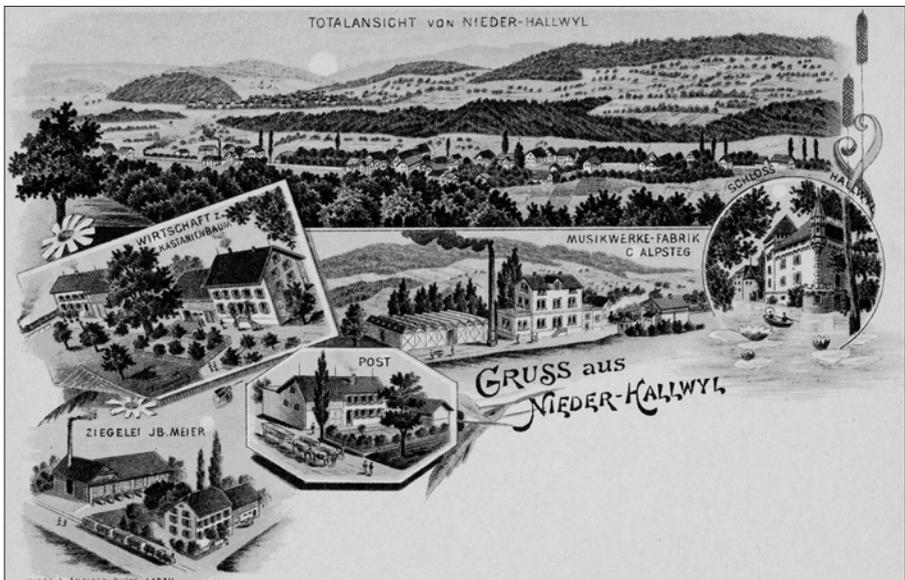


Abb. 24 Postkarte «Gruss aus Nieder-Hallwyl» aus der Zeit kurz nach 1910.

Was hat sich in Niederhallwil seit 1850 verändert?

Am stärksten veränderten der Bau der Seetalstrasse und -Bahn das Dorfbild. Durch die nahezu schnurgerade Linienführung der Strassenbahn entstand eine Schneise durch das Dorf; ohne dies zu ahnen oder gar zu wollen, war der erste Schritt in Richtung «Autobahn» getan. Freilich wurde dies vorerst wenig sichtbar, da viele Häuser noch ganz eng an Bahn und Strasse standen und auch kaum Autos fuhren.

Daneben fallen um 1900 die drei neuen Gewerbebauten ins Auge: Tabakfabrik, Ziegelei und Musikdosenwerk. Im übrigen gab es von der Bautätigkeit her keine markante Veränderung des Dorfbildes, hiezu war der Gebäudezuwachs zu gering (netto drei Gebäude mit Wohnungen). Ausser dem kleinen Bahnhof und einem Wohnhaus mit Schreinerei entstanden sieben neue Bauernhäuser, die mit einer Ausnahme Lücken zwischen älteren Bauten füllen. Zusätzlich gab es, wie schon erwähnt, zahlreiche Umbauten alter Strohhäuser (bzw. Ersatzbauten auf gleichem Grund), noch im alten Baustil verblieben weniger als ein Dutzend Kleinbauernhäuser. Acht Häuser, davon sieben mit Wohnung, wurden ersatzlos abgebrochen, davon mindestens zwei nach Brand und drei bekanntlich wegen dem Bau der Seetalbahn. Insgesamt blieb damit die Zahl der Häuser mit Scheunenteil in diesem halben Jahrhundert konstant. Die traditionellen handwerklichen Gewerbebetriebe waren alle noch mit Landwirtschaft verbunden. Zahlenmässig dominant im Ortsbild blieben die Kleinbauerngehöfte, bei denen schwer auszumachen ist, ob die Landwirtschaft jeweils Haupt- oder Nebenerwerb war. Noch war jedenfalls die bäuerliche Tradition, ungeachtet neuer Verdienstmöglichkeiten, im Dorf ungebrochen!

Zu erwähnen ist noch, dass 1862 das alte, 1779 erbaute Schulhäuschen durch einen Neubau am gleichen Ort ersetzt wurde. (Näheres dazu im Abschnitt Schulwesen).

Zum Ortsbild im weiteren Sinn gehören auch die anschliessenden Wege und Fluren.

Der **Weg nach Seengen**, für die Hallwiler damals der Kirchweg, führte wie heute über die Küfergasse gegen das Ried und durch das Eggenmösli zur Schlossmühle und von da nach Seengen. Vor allem das Teilstück durch das Eggenmösli war derart mangelhaft, dass die Kirchgänger bei Regenwetter oft den Rückzug antreten und via Riedweg über Boniswil zur Kirche pilgern mussten. Ein weiterer Weg zur Kirche führte vom Ried aus über die 1838 erbaute obere Brücke am Waldrand vorbei oder durch den Wald und die Baumgärten hinauf der Kirche zu. Dieser wurde hauptsächlich an schönen Sommertagen bevorzugt, da er staubfrei und schattig war.

Otto Urech schreibt dazu folgendes:

«Früher gab es mehr regelmässige Kirchgänger als heute (1938) und es war der sog. «Garnmärt», die südwestliche Ecke in der Kirche, der Platz der Hallwiler Männer und Jünglinge, immer stark angefüllt. ... Am Sonntag war nahezu jedes Haus im Gottesdienst vertreten und an schönen Sonntagen nahmen mehrere Familienmitglieder den Kirchengang unter die Füsse.»

Nach Egliswil gab es vor dem Bau der unteren Aabachbrücke 1877 keinen Weg ausser über Seengen oder Seon, und selbst nachher konnte man wegen den schlechten Wegen im Schlattwald nur mühsam über den Manzenbach zur Strasse Seengen-Egliswil gelangen, was einem fast die Preisgabe der Schuhe kostete. Um die Waldwege im Schlatt stand es traurig, von einem Stein kannte man nichts, es war nur Lehm und Dreck, auf dem die Radnaben der Wagen schleiften. Erst gegen Ende des Jahrhunderts wurden auf den Hauptweg Steine und Kies zugeführt. Ein eigentliches Steinbett wurde nicht eingebaut, man



Niederhallwil

Abb. 25 Postkarte von Niederhallwil zwischen 1931 und 1933

fürhte einfach grosse Steine aus der Kiesgrube auf den Weg und überführte sie mit reinerem Material. Im Jahre 1900 wurde dann den Bewohnern von Egliswil gestattet, den Schlattweg gratis zu benutzen!

Nach Dürrenäsch wurde 1899 auf Initiative der Gemeinderäte von Dürrenäsch und Niederhallwil eine neue Strasse gebaut, das alte Strässchen hat ab dem Weiherackerweg eine Steigung, die schon bei normalem Schneefall für die Fuhrwerke zu Schwierigkeiten führte, hauptsächlich unter dem Dornhübel im Buholz. Es kam vor, dass die Strassenzeichen (Tannli) wegen hohem Schnee nicht mehr sichtbar waren. Bei der Schneeschmelze richtete das Wasser in den Äckern entlang der Strasse oft ziemlich Schaden an.

Nach dem Dörfchen **Retterswil** führte nur ein schmaler, krummer Fussweg.

Erst in den 1870er Jahren begann man in der Gemeinde mit der Planung und Anlage von **Feldwegen**; die notwendige Voraussetzung zur Aufhebung der Zelgenrechte, das heisst des Flurzwangs.

Zu diesem Thema wieder Otto Urech:

«Vorher gab es in Niederhallwil nur drei Feldwege

- den Kählen- und Lochackerweg vom Haus Hans Urech Samuels bis zum Wald
- den Schnegelackerweg vom sog. Loch bis zum Bruderhübel



Abb. 26 Bauernhaus aus der 2. Hälfte des 19. Jh. an der alten Dürrenäscherstrasse.

- den Heuweg von der Küfergasse her zu den Hofmatten.

An den anderen Orten waren die Bauern gezwungen, sich an die Zelgenwirtschaft zu halten und nur dasjenige zu pflanzen, welches die Zelgenrechte erlaubten. Die «Brachwege» in den Zelgen waren offen von der Ernte bis zum Pflügen und Ansäen.

Anfangs der 1870er Jahre wurde eine Feldwegkommission von der Gemeindeversammlung ins Leben gerufen, welche notwendige beständige Feldwege anzulegen hatte. Es wurden dann die hauptsächlichsten Landanstösser der geplanten Wege zugezogen. Viel zu reden gaben diese Wege und führten nicht selten zu Zank, Hader und Hass, allen Anforderungen und jedem in den Kram konnten auch die früheren Beamten nicht dienen.

Das Land wurde nach Wert und Lage geschätzt, der Weg ausgemacht, sofort befahren und meist erst nach und nach mit Material aus der Gemeindegroben überführt; wenn dann wieder unpassierbar, wurde wieder eingefüllt, schlechtes Material, Erde und Steine.

Der erste Weg, der Haldenweg von dem alten Schulhaus über die Herte, Halden, Spissmatten bis zum Bach, dann 1877 Bau der dortigen Brücke durch Jakob Lüscher, Maurer in Seon um Fr 700.–. Dieser Weg war der nötigste und wichtigste und Hauptweg zu Steinmatten, Hundslauf und Langmattackerweg. Im Verhältnis der Grösse des Landareals hatten die Anstösser zu bezahlen; auch wurden Klassen eingeteilt wo die weiter entfernten Grundstücke mehr als die nahen bezahlen mussten. Es folgten dann noch im 19. Jh. der vordere Schnegelackerweg, der Sauerackerweg, Hundslaufweg, Weiherackerweg, Allmendweg.» > Abb 53, S.78



Abb. 27 Die untere Aabachbrücke (bei der Waldhütte) erbaut 1877.

Grosse Veränderungen prägten auch die dorfnah Flur. Parallel zum Schrumpfen der Rebkulturen entstanden ausgedehnte Baumgärten mit Hochstamm-Obstbäumen.

Niederhallwil um 1900: Der Schritt in eine neue Wirtschaftswelt macht sich im Dorfcharakter noch wenig bemerkbar. Wir finden noch weitgehend die alte Dorfgemeinschaft, dieselben Familien, kaum dauerhafte Neuzuzüger. Auch ist das bäuerliche Leben noch überall präsent, im Haupt- oder im Nebenerwerb.



Abb. 28 Flugaufnahme aus dem Jahre 1945. Beachte die ausgedehnten Baumgärten in der dorfnahen Flur.

9. Die Entwicklung zwischen 1900 und dem Ende des 2. Weltkrieges

9.1 Wirtschaft und Bevölkerung

Wirtschaftliche Veränderungen gab es, wie wir gesehen haben, schon seit dem Beginn des 18. Jahrhunderts, doch erst das Ende des 19. Jahrhunderts brachte tatsächlich einen markanten Umbruch. Die Heimweberei und Strohflechterei, wirtschaftliche Stützen für die meisten Familien, wurden innert kurzer Zeit fast bedeutungslos. Umso mehr Hoffnung setzte man auf die neue Zeit mit Eisenbahn und Fabriken. Es herrschte eine gewisse Aufbruchstimmung, wenn auch die auf die Seetalbahn gesetzten Erwartungen schon früh gedämpft wurden. Dauerhaft Fuss fasste in Niederhallwil, und auch sie nur in bescheidenem Umfang, die Tabakindustrie. Im Übrigen erfüllten sich die mit dem Bahnbau verbundenen Träume nicht. Für die frühe Industrialisierung (Textilindustrie) war die Wasserkraft von zentraler Bedeutung und diese fehlte in unserem Dorf weitgehend. Die Bächlein durchs Dorf sind zu klein und der Aabach in der Auenlandschaft zwischen dem Schloss und Seon damals nicht zugänglich und damit auch nicht nutzbar.

Hoffnungsvollen Ansätzen war kein dauerhafter Erfolg beschieden. Das seit 1890 in einem Backsteingebäude neben dem Bahnhof angesiedelte Musikdosenwerk stellte um 1914/1915 den Betrieb ein. Eine 1916 gegründete «Industrie-AG Niederhallwil» kaufte das Gebäude und erstellte 1917 einen zusätzlichen Fabrikbau mit Lagerschuppen. Man produzierte zunächst Putzfäden und Putzlappen aus Alttextilien (Hadern Sortieranstalt, mundartlich «Hudli»). 1919 kam ein Schmirgelscheibenwerk dazu, das aber bereits 1921 wegen Produktionsmängeln verkrachte, wodurch die einheimischen Aktionäre grosse finanzielle Verluste erlitten. Die Gebäulichkeiten erwarb 1925 der Luzerner Josef A. Sticher, seine chemisch-technische Fabrik (Seifen und andere Putzmittel) war aber nie ein grosser Arbeitgeber. Dasselbe gilt für die Düngerefabrik in der Haldenmühle und die Ziegeleibetriebe. Letztere stellten noch vor 1940 ihren Betrieb ein.

So war die bedeutendste Auswirkung des Bahnbaus auf das Dorf die verbesserte Erreichbarkeit auswärtiger Arbeitsplätze. Immer mehr Einwohner suchten und fanden Arbeit in Fabriken und Büros bis nach Aarau und Baden.

Im Dorf selber änderte sich wirtschaftlich relativ wenig. Immerhin kamen noch vor 1930 einige Kleingewerbe hinzu: Käserei, mechanische Schmiede, mechanische Wagnerei, Zigarrenfabrik R. Gautschi, Gärtnerei, Stahlspäne-

produktion, Spenglerei (beim Bahnhof Boniswil) und das Restaurant «Schützenstübli». Möglich wurde dies durch die Einführung der Elektrizität im Jahr 1910. Diese Gewerbebetriebe brachten eine Konsolidierung und qualitative Verbesserung der dörflichen Infrastruktur. Im Jahre 1933 folgte noch der Bau der neuen Zigarrenfabrik von Otto Suter im Engenbühl. Alle diese Initiativen gingen von einheimischen Familien aus.

Die zusätzlichen Verdienstmöglichkeiten innerhalb und ausserhalb des Dorfes liessen die Bevölkerungszahl wieder ansteigen, von 1900 bis 1930 um 56 Personen oder 14% und von 1931 bis 1946 nochmals um 32 Personen. Im Jahr 1923 war die Bevölkerungszahl von 1850 wieder erreicht. Es kamen aber wenig Fremde ins Dorf, jedenfalls nicht als Liegenschaftsbesitzer oder Bauherren. Die Zahl der Bauernfamilien blieb dank steigender Produktivität des Bodens und der vorhandenen Nebenverdienstmöglichkeiten bis zum Ende des zweiten Weltkriegs nur wenig rückläufig, allerdings waren zahlreiche Betriebe von Arbeiterbauern sehr klein.

Bauernbetriebe/Viehhalter in Niederhallwil

Jahr	bäuerliche Betriebe (nach VZ)	Viehhalter
1850		55
1900	48	54
1930	42	44
1941/45	42	49/48
1950	26 (alle mit Rindvieh)	34 (8 Kleintierhalter, Schafe, Ziegen, Schweine)

9.2 Veränderung des Ortsbildes

In den Jahren 1910–1914 und nach 1925 setzte eine rege Bautätigkeit ein. Bis 1930 wurden nicht weniger als 21 Neubauten mit Wohnung(en) erstellt, im Gegenzug verschwanden fünf alte Häuser, drei davon sind abgebrannt (Haldenmühle und zwei im «Loch»). Unter den abgetragenen Gebäuden war auch das markante «Schreckhorn».

Neben drei Bauernhäusern und sechs gewerblichen Bauten hielt ein neuer Haustyp Einzug im Dorf: Das Wohnhaus (für ein oder zwei Familien) ohne angebauten bzw. zugehörigen Gewerbeteil. Das erste derartige Haus entstand im Jahr 1900 im Tal, zehn weitere wurden zwischen 1923 und 1930 erbaut. Sie dokumentieren, dass im Dorf, oder sagen wir in der Gemeinde, zunehmend Leute wohnten, die nichts mehr mit Landwirtschaft oder örtlichem Handwerk zu tun hatten.



Abb. 29 Chem.-technische Fabrik von Josef A. Sticher, vorher «Industrie AG Niederhallwil». Das Backsteingebäude beherbergte noch früher das Musikdosenwerk Alpsteg. Abbruch 1964.



Abb. 30 «Haubuer Jungsoldaten» vor dem 1914 erstellten Gebäude der Dorfkäserei. Aufnahme 1917.

Die Gesamtzahl der Häuser mit Wohnungen stieg zwischen 1910 und 1930 um 18 oder volle 30%! Der Trend zu geräumigeren Wohnungen bei gleichzeitig kleineren Familien setzte also bereits kurz nach dem ersten Weltkrieg ein.

Die Zahl der Wohngebäude mit zugehörigem Stall ging nur um zwei auf 53 zurück, in neun Kleinställen standen indes 1930 keine Tiere mehr. (Während des Krieges standen vorübergehend wieder nur vier leer.) So behielt das Dorfbild trotz der baulichen Entwicklung noch seinen bäuerlichen Charakter. Dieses äussere Bild entsprach aber nicht mehr der wirtschaftlichen Realität.

Berufstätige 1930	Land- und Forstwirtschaft	30%
	Industrie, Handwerk, Gewerbe	61%
	Tertiärsektor	9%

Die wohl markanteste Veränderung im Dorfbild brachte das 1905 erbaute neue Schulhaus, seine Baugeschichte wurde im Abschnitt 6.1 beschrieben.

Nach 1930 setzte sich die bauliche Entwicklung der 20er Jahre zunächst fort, bis die zunehmenden politischen Spannungen und der folgende zweite Weltkrieg diese fast zum Erliegen brachte. Bis 1936 wurden nochmals elf Wohnhäuser gebaut, alles Einfamilienhäuser und dann während des Krieges nochmals vier Eigenheime. Zu den Neubauten in dieser Periode gehört neben der schon erwähnten Zigarrenfabrik auch ein neuer Bahnhof mit Wohnung (1944).



Abb. 31 Die ersten Einfamilienhäuser in der Oberrüti. Die ersten zwei wurden 1928, die anderen 1934/35 erbaut.



Abb. 32a und 32b Ein neuer Bahnhof. Der alte Bahnhof und das neue Gebäude.



Abgebrochen wurden hingegen 1941 die Ziegelei Meier im Thal und 1934 eine Brandruine im Ausserdorf.

So zählte die Gemeinde am 1.1.1946 93 bewohnte Häuser, gegenüber 1900 ein Zuwachs um 34 oder fast 58% (Bevölkerungszunahme im gleichen Zeitraum 22%). 13 der neuen Häuser stehen ausserhalb des ursprünglichen Dorfes, der «Neuhof» an der neuen Dürrenäscherstrasse, die anderen zwischen der nördlichen Oberrüti und dem Bahnhof Boniswil. Sie prägen wohl die Gemeinde mit, aber nicht das Dorfbild.

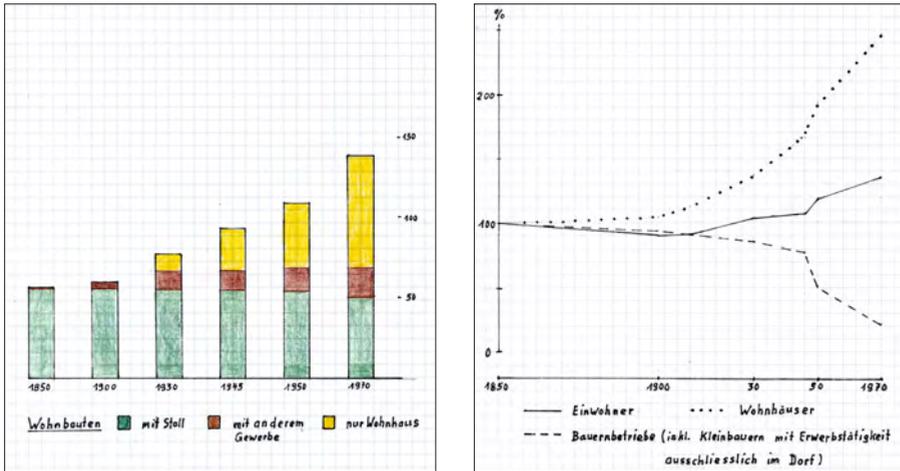


Abb.33 Vom Lebensraum zum Wohnort

Die wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Entwicklungen im 19. Jahrhundert führten zu keinen grösseren Veränderungen, bei den aufgezeigten Grössen resultiert ein Nullwachstum. Dennoch änderte sich schon einiges, die zusätzlichen Verdienstmöglichkeiten gestatteten einen Ausbau der Infrastruktur (Strassen, Bahn, Schule (1905) und die Errichtung von ersten «Fabriken», Voraussetzungen für die kommende Entwicklung. Der eigentliche Umschwung setzte um 1910 ein: Aufschwung der Wohnbautätigkeit, bescheidenes Bevölkerungswachstum, Abnahme der Landwirtschaftsbetriebe). Diese Trends blieben, mit Schwankungen, bis 1946 ungefähr dieselben. Zur Zahl der Bauernbetriebe ist zu bemerken, dass hier der 2. Weltkrieg einen schon 1930 angelaufenen Rückgang stark verzögerte, dies beweist der massive Einbruch zwischen 1945 und 1950.

9.3 Aabachkorrektion

Eine markante Umgestaltung erfuhr in den 1940er Jahren die offene Feldflur zwischen Seetalstrasse und Schlattwald im Rahmen der Aabachkorrektion, mit der auch eine Güterzusammenlegung verbunden war. Eine Regulierung auch westlich der Landstrasse wurde im Sommer 1942 von den Grundbesitzern abgelehnt.

Der vorher sich träge dahinschlängelnde Aabach wurde in einen 1943 fertig gestellten Kanal umgeleitet. Mittels Absenkung des Bachbettes und dem Bau eines ausgedehnten Drainagenetzes wurden auf dem Gemeindegebiet rund 40 Hektaren periodisch überschwemmtes Riedland und vernässte Matten

in Ackerland umgewandelt. Verlust landschaftlicher Reize und wertvoller Biotope gegen Zugewinn von Fruchtfolgeflächen, die heutige Generation neigt dazu, dies kritisch zu bewerten. Man muss aber das Projekt im Rahmen der damaligen Ernährungssituation sehen (Lebensmittelrationierungen etc.). Weiter sollten wir nicht vergessen, dass Extensivierung der Landnutzung bei wachsender Wirtschaft und Bevölkerung nur möglich ist bei zunehmender Versorgung aus dem Ausland, wo aber auch nur mit Intensivanbau genug und preisgünstig produziert werden kann, das heisst, wir verschieben so die Probleme in die dritte Welt.

1944 mussten im Rahmen der vom Bund verordneten Anbauschlacht am westlichen Rand des Schlatts rund 300 Aren Privatwald gerodet werden.

Einen Ausbau verbunden mit weitgehender Umgestaltung erhielt auch das Feldwegnetz, eine notwendige Voraussetzung für die rasant einsetzende Mechanisierung. Die schnurgeraden Wege sind zweckmässig, aber nicht gerade schön. Mehr als ihre Monotonie stört mich aber ihre Verschmutzung, Zeichen eines ganz anderen Umgangs mit dem uns anvertrauten Boden als ich ihn in meiner Kindheit noch erlebt habe.



Abb. 341a Am alten Aabach



Abb. 341b-341d Am alten Aabach



Abb. 342a-342c Bau des Aabachkanals

10. Das Dorf meiner Kindheit: Die Dorfgemeinschaft um 1946/1950

Das Dorf meiner frühen Kindheit war nicht mehr das Dorf von 1900. Die Erinnerungen meines Vaters zeigten mir indessen, dass in diesem Zeitraum keine tiefgreifenden Veränderungen stattgefunden hatten, zumindest nicht was die Dorfgemeinschaft anbelangt.

Blicken wir vorerst nochmals zurück. Bis kurz nach 1900 war das Wachstum des Dorfes bescheiden. Die Wirtschaftskraft, stark abhängig von den örtlichen Ressourcen, reichte für den Erhalt des Bestehenden, aber nicht oder nur geringfügig für ein weiteres Wachstum. Die frühindustrielle Heimarbeit hatte einen gewissen Aufschwung ermöglicht, doch gegen Ende des 19. Jahrhunderts stagnierte die Entwicklung eher wieder. Das nach 1910 einsetzende Wachstum beruhte auf der landesweiten Industrialisierung und dem technischen Fortschritt. Verbesserte Mobilität und Transportmöglichkeiten waren die Motoren des Wachstums, verbunden damit war für eine wachsende Zahl von Menschen die vollständige oder teilweise Trennung von Wohn- und Arbeitsort. Da aber selbst die kleineren Bauernbetriebe zum grössten Teil bestehen blieben, waren fast in jeder Familie bzw. Verwandtschaft bäuerliche Arbeiten zu verrichten, Maschinen gab es ja noch kaum. Damit blieben noch bis zum zweiten Weltkrieg viele dörfliche Traditionen und Lebensweisen



Abb. 35 Blick auf das Hinterdorf vom Bahnhof her. Foto 1976

mehr oder weniger erhalten. Arbeitskräftemangel infolge Aktivdienst und Lebensmittelkontingentierung trugen in den Kriegsjahren dazu bei, die Bevölkerung zusammenzuschweissen und der Produktion von Nahrungsmitteln, auch im eigenen Garten, höchste Priorität einzuräumen. Trotz der in späteren Jahren nostalgisch hervorgehobenen Verbundenheit mit dem bäuerlichen Leben, entfernte sich die Mehrheit der Bevölkerung Schritt für Schritt aus dieser Welt. So hielt die Gemeinde noch an wetterabhängigen Heuferien fest, obwohl beispielsweise aus meiner Klasse schon 1950 nur noch zwei von sieben Kindern im Heuet mitarbeiteten!

Zum Zusammenhalt des Dorfes trugen die verwandtschaftlichen Bindungen bei. Neue Häuser wurden zwischen 1900 und 1946 fast ausschliesslich von Ortsbürgerfamilien gebaut, nur gerade drei von Neuzuzüglern. Die wachsende Zahl von Einsassen (1950 bereits 49%) mieteten oder kauften schon bestehende Wohnungen oder Häuser und waren damit meist schnell im Dorf integriert. Jedenfalls war immer noch alles miteinander bekannt, zumindest im eigentlichen Dorf.

Es gab noch wenig Autos, daher kaufte man im Dorf ein, berücksichtigte ortsansässige Handwerker und besuchte die Dorfwirtschaften. Es gab keine TVs, entsprechend wichtiger waren die Dorfvereine für die Gestaltung der bescheidenen Freizeit. So blieben ortsgebundene Sitten und Bräuche erhalten, ohne dass man dies gezielt gefördert hätte. Die soziale Kontrolle nach den allgemein anerkannten Regeln funktionierte, nur schon weil man sich ja



Abb. 36 Bauernhaus der Familien Karl Urech-Härrli und Karl Urech-Acklin, alte Poststrasse Nr. 77, abgebrochen 1977/78.



Abb. 37 Ehemaliges Strohhaus neben dem Pausenplatz am Käsereweg. Abbruch 1956.

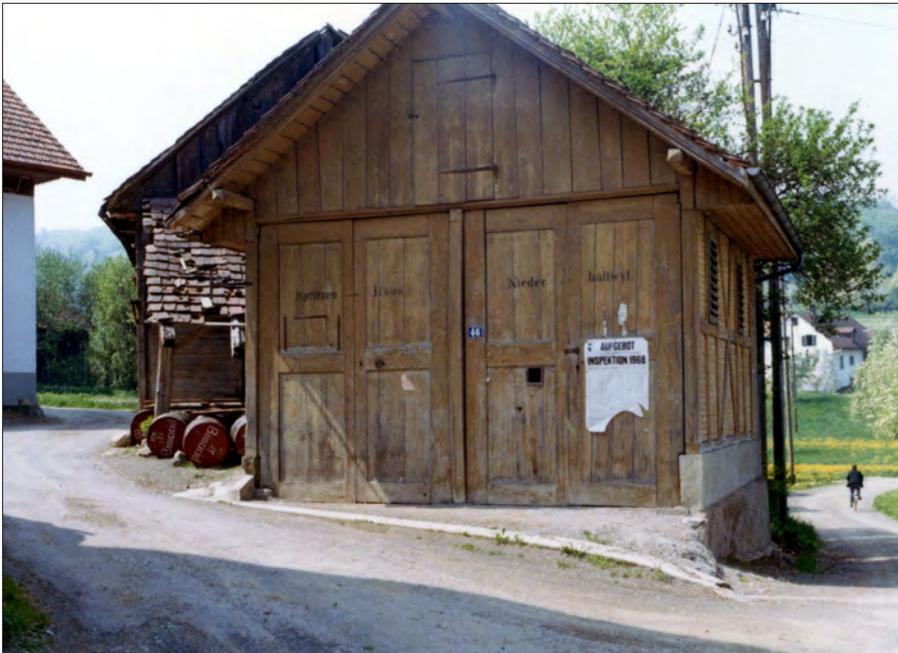


Abb. 38 Das alte Spritzenhaus am Weg auf den Hübel wurde mit dem Turnhallenneubau überflüssig

gegenseitig mit Namen kannte. Für mich als Erstklässler stimmte im April 1950 noch das Bild vom traditionellen Dorf. Mein Vater kannte alle Leute in der Gemeinde und ich zumindest fast alle bis zum Haus meiner Tante in der Oberrüti. Im Umkreis von nur 200 Metern ab unserem Haus waren Bäckerei, Speze-reiladen, Käserei, Post, Bahnhof, Schule, Schmiedewerkstatt und Restaurant vorhanden, aber auch zehn leere Ställe (1945 waren es nur zwei gewesen).

Zum kleinen Dorf gehörten auch Rivalitäten und Zwiste, Neid und Eifer-sucht zwischen den Familien und zwar nicht zuletzt zwischen den alteingeses-senen, die seit Generationen nebeneinander lebten. Am deutlichsten spürte man dies in der Dorfpolitik, speziell wenn es um Wahlen in die Behörden ging. Es ist kein Zufall, dass von 1925–1945 zwei «Auswärtige» das Amt des Gemeindeammanns bekleideten.

War Hallwil 1950 noch ein Bauerndorf?

Statistisch gesehen nicht, nur noch 21.5% der Berufstätigen arbeiteten im Sektor Landwirtschaft. Neben 23 Bauernhöfen gab es noch elf weitere Vieh-halter: Klein- und Arbeiterbauern. Damit hatte die Zahl der Viehhalter innert sechs Jahren um 15 abgenommen.

Vom äusseren Bild her war da eher noch ein Bauerndorf, denn mit ihren Scheunen, Gärten, Fuhrwerken und Gerüchen blieb die Landwirtschaft noch sehr präsent. Zu 70% der Häuser im eigentlichen Dorf gehörte immer noch ein Stall, wenn auch oft nur ein kleiner, der bald nach Kriegsende leer stand.



Abb. 39 Das Restaurant «zum Bahnhof» von SO her. Abbruch 1968.



Abb. 40a und 40b Liegenschaft Nr. 16 im Aussendorf.
Ehemaliges Strohhaus erbaut 1758. Abbruch etappenweise ab 1979.



Es waren die Bauern und Handwerker, denen wir bei ihren täglichen Arbeiten regelmässig begegneten. Wir kannten die verschiedenen Pferdefuhrwerke und die Motorgeräusche der wenigen Traktoren. Von den Gewerbebauten fielen nur die Gebäude beim Bahnhof, die Zigarrenfabrik und die ehemalige Haldenmühle als solche auf.

Dennoch, Hallwil war zwischen 1948 und 1950 endgültig auf dem Weg vom Bauerndorf zum Wohndorf. Dass diese Veränderungen damals noch wenig beachtet wurden, liegt daran, dass weniger als die Hälfte der zwischen 1925 und 1950 erstellten Neubauten auf das eigentliche bisherige Dorfareal entfielen. Dazu kommt, dass während des Krieges die meisten Familien sich wieder an ihre bäuerlichen Wurzeln erinnerten und das Neue aus ihrem Blick verdrängten. Im Jahre 1950 war dies vorbei und im Unterschied etwa zu Egliswil wurden die Interessen der Bauern von der Gemeinde nicht mehr prioritär vertreten. Daran waren die unter sich zerstrittenen Bauern mitschuldig.

Noch immer war man eine überblickbare Gesellschaft, aber da immer mehr Personen auswärts arbeiteten und zunehmend neue Gesichter, auch unter den Hauseigentümern, auftauchten (im Zeitraum 1948–1950 sind die Hälfte der Bauherren «Fremde»), wurden die Bindungen schwächer. Natürlicherweise sind auch Personen, die tagsüber auswärts arbeiten, weniger am Dorfgeschehen interessiert und beteiligt. Aufmerksame Beobachter spürten, dass sich die dörflichen Traditionen zu lockern begannen oder teilweise gar zu verschwinden drohten. Deshalb begann man auf Initiative des neu ernannten Dorfchronisten H.J. Suter mit der Pflege des alten Brauchtums und einer Besinnung auf «Haubuer» Eigenarten. Für mehr als eine Wiederbelebung alter Bräuche war es aber bereits zu spät. Aus dem Bauerndorf, aus dem immer mehr Junge wegzogen, war ein anderes Dorf geworden, dessen beruflich wie herkunftsmässig heterogenere Bevölkerung eine neue Identität noch finden musste.



Abb. 41 Silvester-Drescher 1949



Abb. 42 Die Haubuer Chläuse um 1930.



Abb. 43 «Bärzeli» um 1949/50.

11. 1950–1970: Die Zeit beschleunigten Wandels

11.1 Statistisches

		1950	1970
Einwohner		508	577
Ortsbürger		255	212
Wohnhäuser		108	139
	davon ohne Gewereteil	37 %	50.4 %
Berufstätige	1. Sektor	49 (21.5%)	34 (11.7%)
	2. Sektor	134 (58.8%)	170 (58.6%)
	3. Sektor	45 (19.7%)	86 (29.7%)
Stimmberechtigte	Ortsbürger	88	77(1969: 79)
	Einsassen	73	80(1969: 78)

11.2 Vom Lebensraum zum Wohndorf

Was sich um 1950 ankündigte, wurde schon bald Realität. Das Dorf als Lebensraum für die Mehrzahl seiner Bewohner gehörte 20 Jahre später der Vergangenheit an.

Der hauptberufliche Arbeitsplatz lag für rund ein Drittel der Berufstätigen schon 1950 ausserhalb des Dorfes, in den meisten Fällen betraf dies aber nur eine erwachsene Person pro Haushalt. Zudem kaufte man in den 40er Jahren die meisten Produkte des täglichen Bedarfs noch in einem der Dorfläden ein und in der Freizeit wirkte man fast täglich in Haus und Garten. Gemüse und Beeren aus dem eigenen Garten waren für Arbeiter und Angestellte genauso selbstverständlich wie für die Bauernfamilien. Dies änderte sich in den Jahren der industriellen Hochkonjunktur ab 1948 rasant. Der Pendler (Zahl stark zunehmend) ist nicht mehr ganz im Dorf daheim, seine Einkaufsgewohnheiten richten sich zunehmend nach dem Angebot in den Arbeitsorten und er bringt fremdes Gedankengut ins Dorf. Die Kleinbauern, oftmals in finanziellen Schwierigkeiten, geben ihren Beruf und damit ihr Standesbewusstsein auf. All dies führt zu einem Verlust der dörflichen Identität (Zugehörigkeitsgefühl, Eigenarten, Mundart etc.). Parallel dazu führt die Abwanderung initiativer junger Leute nach ihrer beruflichen Ausbildung zur Überalterung der Bevölkerung und zum Verlust an Vitalität und Unternehmungsgeist. Zurück bleiben, natürlich mit Ausnahmen, eher Personen mit wenig Ehrgeiz und Selbstvertrauen. Wirtschaftliche Initiativen gehen vermehrt von Neuzuzügern aus.

Ab 1950 öffnet sich ein Graben zwischen den traditionellen bäuerlich-gewerblichen Familien und einer dynamischeren neuen Gesellschaftsschicht. Nicht Zwist oder alte Wunden trennten diese Gruppen sondern eine unterschiedliche Denkart und Lebensweise. Eine aus der Hochkonjunktur herausgewachsene, teilweise zugewanderte neue «Oberschicht» begann die politischen Fäden zu ziehen, während auf der Gegenseite die alteingesessenen Bauernfamilien, verunsichert durch die wirtschaftlichen und sozialen Umschichtungen, Tatkraft und Selbstbewusstsein für Alternativen nicht aufbrachten, sondern sich zurückzogen, freilich nicht, ohne die Faust im Sack zu machen. Der einstigen Stellung verlustig, stritten zahlreiche Ortsbürgerklans miteinander und beschleunigten derart ihren Machtverlust. Die kommunalen Wahlen der 1950er und 60er Jahre illustrieren die Situation bestens. Eine zentrale Rolle in der Dorfpolitik spielte in dieser Zeit, hinter den Kulissen, Grossrat Paul Urech. Er hat mir schon sehr früh klar gemacht, dass ich es ohne seine Unterstützung und seine Beziehungen nicht weit bringen würde. Einerseits war er stolzer «Haubuer» Ortsbürger, andererseits als freisinniger Grossrat immer bereit, zugezogene Parteifreunde in ihren Ambitionen zu unterstützen. Allerdings mussten selbst vornehme freisinnige Fabrikanten erfahren, dass sie auf seine Gunst angewiesen blieben. Es war nur natürlich, dass initiative, zum Teil machthungrige und sich überschätzende Personen, die verbreitete Passivität und den fehlenden Ehrgeiz innerhalb vieler alteingesessener Familien ausnützend, sich um Ämter in der Gemeinde bemühten. Viele zugezogene «Fremde» haben ab den 20er Jahren des 20. Jahrhunderts wichtige Ämter bekleidet und gute, ja hervorragende Arbeit geleistet. Allzu forsch oder gar überheblich auftretende Kandidaten, gleich welcher Herkunft, wurden hingegen vom Stimmvolk regelmässig abgestraft.

11.3 Siedlungsbild

Die zwei Jahrzehnte zwischen 1950 und 1970 brachten für das Siedlungsbild markante Veränderungen. Insgesamt wurden 36 Gebäude mit Wohnungen errichtet, von diesen sind nicht weniger als 31 reine Wohnbauten ohne Gewerbeteil. Dieser Gebäudetyp (meist als Einfamilienhaus) hat sich damit seit 1949 verdoppelt: gerade darin spiegelt sich die Entwicklung zum Wohndorf. Nur vier Neubauten entfallen auf das alte Dorf in den Grenzen von 1925: Zwei Einfamilienhäuser, Post und Turnhalle. Dem steht im gleichen Areal der Abbruch von sechs Gebäuden gegenüber. Dafür hat sich der Siedlungsraum in allen Richtungen erweitert. Die Gemeinde erhielt erst auf das Jahr 1970 einen Zonenplan, daher wurden auch Einfamilienhäuser mitten in der

landwirtschaftlichen Flur gebaut. Unverständlich ist, dass auf der Moräne des hinteren Rebenhügels noch in dieser Zeit der Bau von zwei «Wochenendhäusern» bewilligt wurde.

Die Hausabbrüche im Dorf stehen im Zusammenhang mit der Beseitigung von Engpässen entlang der immer stärker frequentierten Seetalstrasse. So sehr diese Abbrüche eine nachvollziehbare Notwendigkeit darstellten, so waren sie doch leider auch das Signal für die nachfolgende Öffnung einer breiten Schneise mitten durchs Dorf. Die einsetzende Abbrucheuphorie, gefördert durch grosszügige staatliche Entschädigungen, habe ich nie verstanden, vor allem auch deshalb nicht, weil sie nicht mit den notwendigen flankierenden Massnahmen zur Verkehrsberuhigung verknüpft wurde. So mussten später jene für die Beruhigung bluten, die einst vor der entstehenden Rennbahn vergeblich gewarnt hatten. In welchem Ausmass sich das Dorf damals verändert hat, kann nur ermesen, wer die Zeit zuvor noch erlebt hat.

Es gibt aber auch von erfreulichen Veränderungen zu berichten. Im März 1953 kaufte die Elektromaschinen AG die ehemalige Haldenmühle und konnte bereits im Dezember 1956 einen grosszügigen Fabrikneubau beziehen. Die Produktion von «Bauknecht- Kühlschränken» brachte der Gemeinde viele neue Arbeitsplätze. Die Firmenleitung hat auch wiederholt Gemeinde und Dorfvereine finanziell unterstützt. Nach dem Bau der Kistenfabrik war dies innerhalb eines Jahrzehnts die zweite grössere Industriensiedlung im Dorf.



Abb. 44 Luftaufnahme um 1961 mit neuer Turnhalle und Spielplatz.



Abb. 45 Kistenfabrik «Lauber»

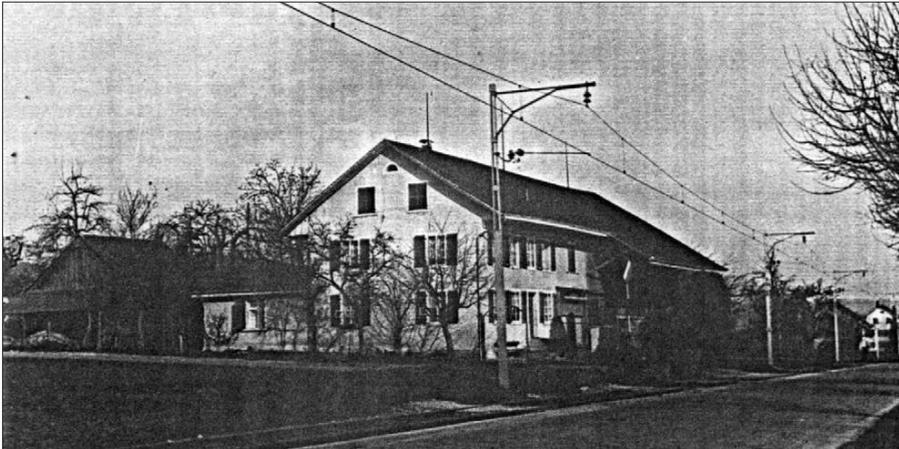


Abb. 46 Dieses Bauernhaus musste 1948 der Kistenfabrik Platz machen.

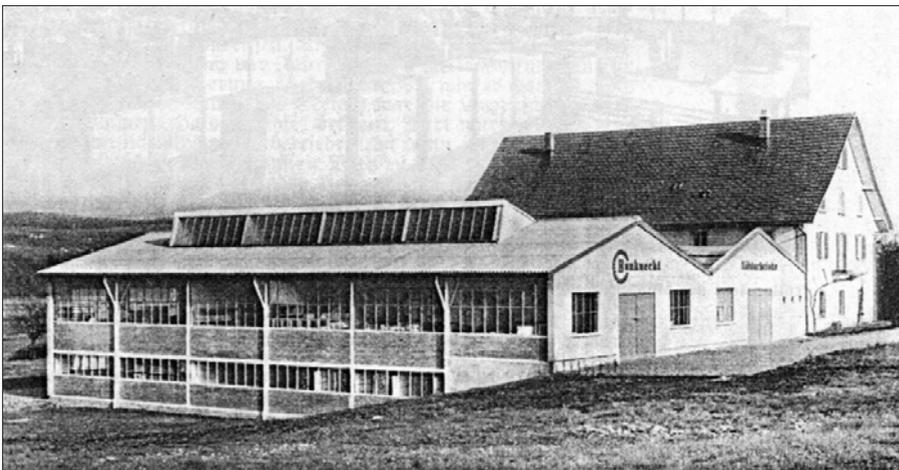


Abb. 47 Gebäude der Firma «Bauknecht» im Jahre 1957.

Im Sommer 1960 konnte die neue Turnhalle mit Mehrzweckgebäude und Verbindungsbau zum bestehenden Schulhaus bezogen werden, ein Meilenstein in der Schulgeschichte und für die ganze Gemeinde. Zuvor war an der Käserestrasse eines der ältesten ehemaligen Stroh Häuser (Ziegeldach erst seit 1935) abgetragen worden. Das primitive Gebäude wurde ursprünglich von zwei Taunerfamilien bewohnt. Es umfasste neben zwei kleinen Wohnungen ein Tenn und einen Ziegenstall.

Im Jahre 1959 erhielt das Dorf an der Dürrenäscherstrasse ein neues Postgebäude. Von 1889 bis 1958 war das Postbüro im Bauernhaus Nr. 75 an der damaligen Poststrasse (heute Breiten).

1970/1971 erhielt die Gemeinde einen eigenen Friedhof, bis zu diesem Zeitpunkt waren die Verstorbenen in Seengen bestattet worden. Die idyllische Anlage fügt sich wunderbar in die eiszeitliche Moränenlandschaft ein, ein negativer Punkt ist höchstens die etwas grosse Entfernung vom Gemeindehaus, was aber heute weniger denn je eine Rolle spielt.

11.4 Technik und Dorfleben

Insgesamt setzte sich zwischen 1950 und 1970 die Entwicklung der Jahrzehnte zuvor fort. Das quantitative Wachstum der Gemeinde entspricht ziemlich genau jenem von 1930 bis 1950. Grosse Veränderungen im Leben der Menschen



Abb. 48 Fritz Urech, Jg.1921, war der letzte Bauer mit Pferden zum Pflügen. Aufnahme um 1970.



Abb. 49 Solche Heufuder sind längst von der Strasse verschwunden.



Abb. 50 Getreidefuder vor der Scheune. Foto 1968.

brachte die technische Entwicklung im Rahmen der wirtschaftlichen Hochkonjunktur.

Die Verbreitung des Automobils förderte den Pendelverkehr und brachte die ortsansässigen Geschäfte und Handwerker in Konkurrenz mit jenen in grösseren Orten. Strassenausbauten und eine allfällige Stilllegung der Seetalbahn waren wichtige Themen. Das Fernsehen (1955 gab es die ersten zwei TV-Geräte im Dorf) veränderte die Freizeitgewohnheiten; hatten wir bis anhin fast jeden Abend am Gartenzaun ein paar Worte mit dem Nachbarn gewechselt, so sahen wir uns immer seltener. Mechanisierung und im Vergleich zu anderen Berufen längere Arbeitszeiten sind verantwortlich dafür, dass die Zahl der Bauernbetriebe nochmals abnahm, die Zahl der Rindviehhalter sank bis 1970 von 26 auf 14. Nur noch auf zwei hauptberuflichen Betrieben, beide ohne Hoferben, fehlt ein Traktor; dafür stehen dort noch je zwei Pferde im Stall. Auf den Getreidefeldern setzte sich zum Ende des Jahrzehnts der Mähdrescher endgültig durch, der Bindemäher, 20 Jahre vorher die grosse Errungenschaft, verschwand von den Feldern und mit ihm auch die Getreidepuppen im Juli/August sowie die Drescharbeit im Spätherbst. Beschleunigt wurde das Tempo der Mechanisierung in der Landwirtschaft auch durch die Regensommer der Jahre 1953 bis 1956, die vor allem den Getreidebauern grosse Probleme bereiteten.

Im Gemeindewald lärmte im Winter 1956/1957 die erste Motorsäge, 1963 waren meine zwei Freunde und ich die letzte Akkordholzergruppe in der



Abb. 51 Mähdrescher im Einsatz.

Gemeinde, die noch ohne Motorenkraft auskam. Die Mechanisierung liess die Zahl der Arbeitskräfte auf den Bauernhöfen schrumpfen, damit fehlten der Gemeinde im Winter die Waldarbeiter; vorübergehend mussten Tiroler Holzhauer für die Holzernte beigezogen werden. Ab 1964 erledigte die vorerwähnte Gruppe von drei Freizeitholzern (damals zusammen 49 Jahre alt!) den Hauptteil der Holzernte im Hallwiler Wald. Die meisten jungen Leute im Dorf zogen die gut bezahlten Jobs in geheizten Räumen der Waldarbeit vor. Damit einher ging die zunehmende Entfremdung zwischen Bürger und Wald, die am Ende des 20. Jahrhunderts darin gipfelte, dass die Ortsbürger die



Abb. 52 Die drei Freizeitholzer: Von 1962 bis 1998 im Gemeindewald zusammen im Einsatz. Foto 1985.

Betreuung ihres Waldes vollständig dem Forstamt Seengen übertragen. Zum schwindenden Interesse des Bürgers am Wald hat auch die 1967 beschlossene Beschränkung der Bürgergaben auf vergünstigten Holzbezug beigetragen, dies umso mehr als allmählich Kohle- und Ölheizungen in Mode kamen. Schon vorher wurde die Institution des «Gemeindewerks», in dessen Rahmen Wald- und Feldwege instand gestellt und Pflegearbeiten im Wald erledigt wurden, zu Grabe getragen. Ich selber habe als Schüler bei solchen Arbeitseinsätzen von der Erfahrung der älteren Generation profitiert und mancher interessanten Geschichte aus früherer Zeit zugehört. Es wurden Brücken zwischen Generationen und Familien geschlagen und derart das Zusammengehörigkeitsgefühl und die dörflichen Traditionen gefestigt.

11.5 Tradition und Moderne

Auf die Wiederbelebung der uralten Mittwinterbräuche im Jahre 1950 habe ich bereits hingewiesen. Ergänzend ist festzuhalten, dass sie niemals ganz verschwunden oder in Vergessenheit geraten waren. Chläuse, Bärzeli und Wienachtschind begegneten mir schon in früher Kindheit. Hansjakob Suter und seinen Mitarbeitern kommt aber das Verdienst zu, die Voraussetzungen geschaffen zu haben, dass das Brauchtum in unserer modernen Zeit nicht verloren ging und hoffentlich auch nicht gehen wird. Wie wenig es dazu braucht, zeigt das Schicksal des «Eieraufleset». 1958 wieder zum Leben erweckt, verschwand er nach nur einem Jahrzehnt wieder, da er nur vom Turnverein getragen wurde. Umstrittener war das «Klausklöpfen», einschränkende Verordnungen finden sich schon im 18. und frühen 19. Jahrhundert. In Hallwil etwa beschloss die Gemeindeversammlung vom 6.12.1838, das Klausklöpfen bis zwei Tage vor dem Klausmarkt zu verbieten.

Verschwunden sind seit den 50er Jahren auch die durch Hornstösse angekündigten Orientierungen durch den Wächter, ebenso die Ansage von Verstorbenen von Haus zu Haus. Auch die bis zu 6-spännige «Schneeschnüzi» war 1964 letztmals im Einsatz. Verschwunden ist im Verlauf des Jahres 1950 auch der Gemeindegemeinschaftsname Niederhallwil. Für die Umbenennung in Hallwil, entsprechend den regionalen Gepflogenheiten, traten gerade auch die Traditionalisten im Dorf ein. So verband sich für einmal die Tradition mit der Moderne.

12. Der Umgang mit dem Boden: Siedlungsareal, Bautätigkeit und Wohneigentum

In Niederhallwil, zum Getreidebaugebiet des Mittellandes gehörend, galt bis in die Zeit um 1820/1830 ein Wirtschaftssystem, das dem sparsamen Umgang mit dem Boden verpflichtet war. Alle Höfe mit ihren Gärten lagen innerhalb eines umzäunten Dorfraums, bauen konnte man nur auf diesem Areal. (Die einzige Aussenhofsiedlung im Bereich der späteren Schlossmühle wurde schon sehr früh vom Gemeindebann abgetrennt.) Äcker und Matten der Bauern lagen ohne Boden beanspruchende Erschliessungswege nebeneinander. Das zwang die Bauern, alle Arbeiten je über des Nachbarn Land vorzunehmen, was ohne Absprache und Regeln unmöglich war. Weideland (Allmend) und Wald waren Gemeindebesitz.

Das kleine Bauerndörfchen entstand, wie bereits erwähnt, entlang des linksseitigen Talwegs auf einer von eiszeitlichen Moränen gebildeten Terrasse. Nach ständigem Auf und Ab setzte gegen 1600 ein stetiges, aber langsames Wachstum ein, im 18. Jahrhundert gestützt durch die sich ausbreitende Heimindustrie. Da für die Ernährung aber die lokale Produktion entscheidend blieb, war gegen Ende des Jahrhunderts die tragbare Obergrenze weitgehend erreicht. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts gab es so gut wie keine Zunahme an Wohnhäusern und die Bevölkerungszahl wuchs zwischen 1815 und 1900 um weniger als 10 Personen.

Die einzige Erweiterung erfuhr der Siedlungsraum im 19. Jahrhundert in den Jahren 1835–1845 an der nördlichen Gemeindegrenze, wo vier Gebäude mit Wohnungen entstanden. Ansonsten beschränkte sich die Bautätigkeit auf den bestehenden Dorfraum und dessen Aussenrand an der neuen Seetalstrasse. Umgekehrt verschwanden zwei Häuser am östlichen Dorfrand an der Halde südlich der Herti. > Abb 54, S.80

Innerhalb des Dorfes wurde die Mehrzahl der alten Strohhäuser durch Steinhäuser mit Ziegeldach ersetzt, die neuen Gebäude errichtete man am selben Platz oder in unmittelbarer Nähe. Die Tradition des sparsamen Umgangs mit dem Boden war noch ungebrochen, die bäuerlichen Wurzeln prägten noch das Denken und Handeln der Menschen.

Kulturlandverluste brachte der Strassenbau mit sich, vor allem die neue Seetalstrasse (mit Strassenbahn) und die neue Dürrenäscherstrasse verschlangen viel fruchtbares Land. Auch die bis 1900 gebauten Feldwege beanspruchten bereits beachtliche Flächen.

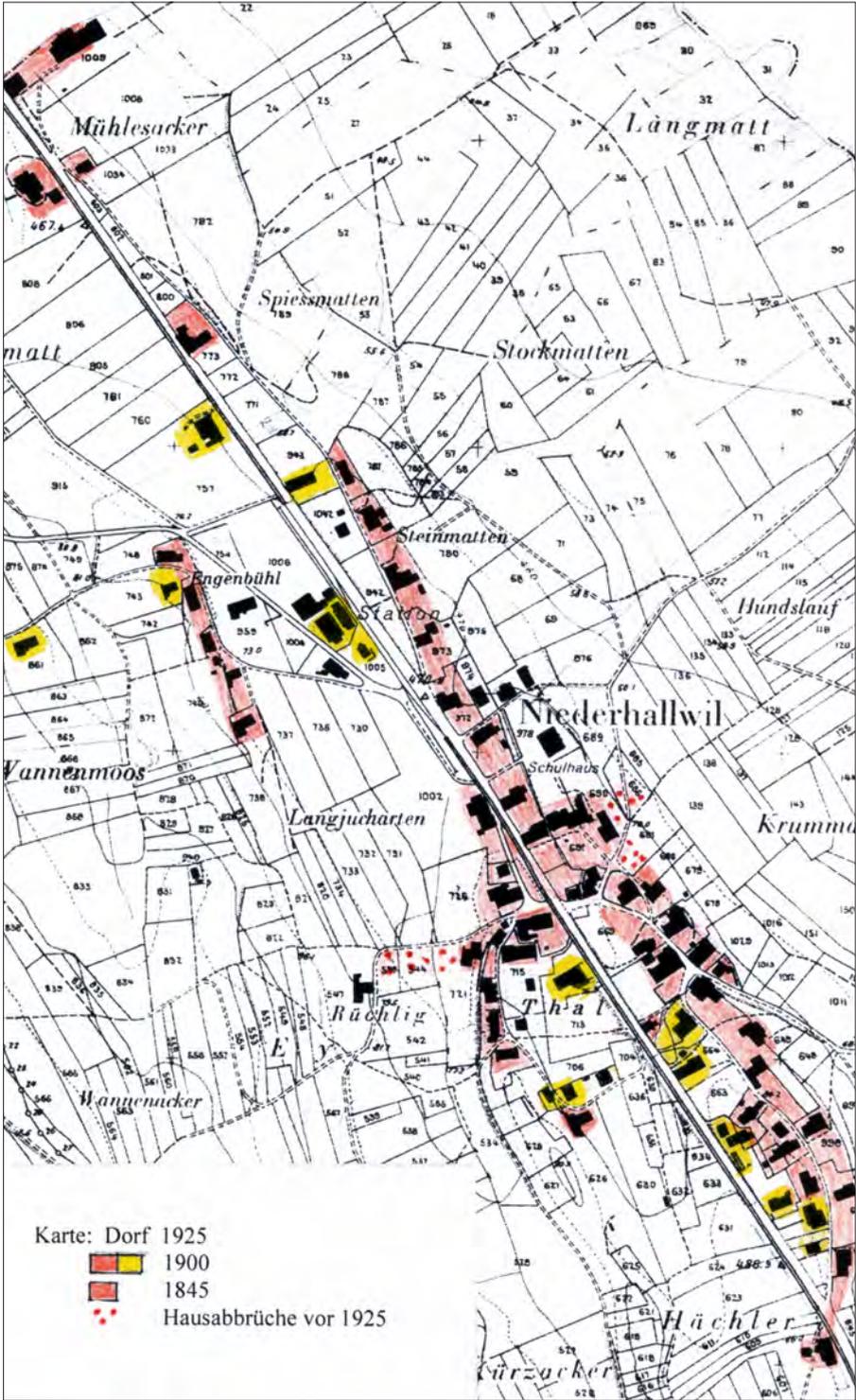


Abb. 54 Dorfraum in den Jahren 1845, 1900 und 1925.

Unproduktive überbaute Flächen (inkl. Wege, Strassen und Bahn) in Aren *

	1800	1900	1930	1950	1970
Dorfraum (ohne Gemüse- und Baumgärten)	240	300	410	720	
neue Seetal- und Dürrenäscherstrasse		260	260	280	
übrige Strassen/Wege	25	110	180	420	
* eigene Erhebungen/Schätzungen Total	265	670	850	1420	2090

Um 1800 entfielen auf einen Einwohner maximal 0.75 Aren unproduktive Siedlungs- und Verkehrsfläche, bis 1930 stieg dieser Wert auf fast 2 Aren, wobei ein grosser Teil auf den Strassenbau zwischen 1880 und 1900 zurückzuführen ist. Im Jahre 1970 sind wir bereits bei einem Wert von 3.6 Aren, dies ist nahezu das Fünffache als um 1800. Wie sieht es wohl heute aus, wenn man nicht nur an die Neubauten, sondern auch noch an die aufgegebenen Gemüsegärten denkt? (Anmerkung: Nach der amtlichen Arealstatistik entfallen 2014 exakt siebenmal mehr unproduktive Siedlungsfläche auf einen Einwohner als im Jahr 1800.)

Kurz nach der Jahrhundertwende erlebte die Bautätigkeit einen starken Aufschwung. Sie beschränkte sich zunächst weiterhin auf den bestehenden Dorfraum. Erstmals 1925 wurde ein Einfamilienhaus weit ausserhalb des Dorfes gebaut, dasjenige von Otto Suter in der Weid, und bereits 1928/1929 folgten zwei weitere in der Oberrüti sowie das Haus «Erika» in der Kappelen. Diese vier Häuser stehen alle auf ehemaligen Rebparzellen, auf Grundstücken, die für anderweitige agrarische Nutzung wenig attraktiv sind. Durch die Rodung der Reben gab es ein Baulandangebot in schönster Aussichtslage, allerdings nicht im Dorf. Ich werte dies als deutliches Signal einer neuen Zeit, einer neuen Denkart. Boden wird Kapital zum Veräussern, das Eigeninteresse des Landbesitzers steht über dem der Dorfgemeinschaft, die allerdings nach 1946 vermehrt auch dieser Denkart huldigt. > Abb 55, S.82

So begann eine ausufernde Zersiedelung unserer Gemeinde mit Häusergruppen und Einzelbauten, die wohl zur Gemeinde, aber nicht zum Dorf gehörten. Da ihre Zahl immer grösser wurde und weitere Areale der Gemeinde erfasste, verwischte sich nach 1950 allmählich die Grenze zwischen dem Dorf und den Aussensiedlungen. Die Häuser in der Kappelen, beim ehemaligen Bahnhof Boniswil-Seengen und im Ried sind eigentlich Teil des «Dorfes Boniswil», auch wenn sie politisch zur Gemeinde Hallwil gehören.

Zwischen 1930 und 1946 konzentrierte sich die Neubautätigkeit vorerst weiterhin auf ehemalige Rebparzellen in der südlichen Gemeindegälfte, dazu noch auf die Langjucharten südlich der alten Dürrenäscherstrasse.

Eine Öffnung des Dorfes gab es in diesen Jahren nicht nur in räumlicher

Bau und Weiterausbau wurden seit 1880 13 Wohnbauten geopfert, das sind $\frac{1}{5}$ des alten Dorfes. Dadurch wurde der einstige Dorfkern weitgehend zerstört und das Dorf verlor seinen ursprünglichen Charakter. Die wüste Narbe, die diese Wunde hinterlassen hat, wird nie mehr verschwinden.

In der Veränderung des Siedlungsbildes spiegelt sich der Wandel der dörflichen Welt. Kurz nach 1900 weisen die ersten Wohnhäuser ohne zugehörigen Gewerbeanteil auf die beginnende Trennung von Wohn- und Arbeitsplatz. Einher mit dem Rückgang der Landwirtschaft geht der Verkauf von Bauparzellen ausserhalb des Dorfes, die Zersiedelung der Landschaft nimmt ihren Anfang.

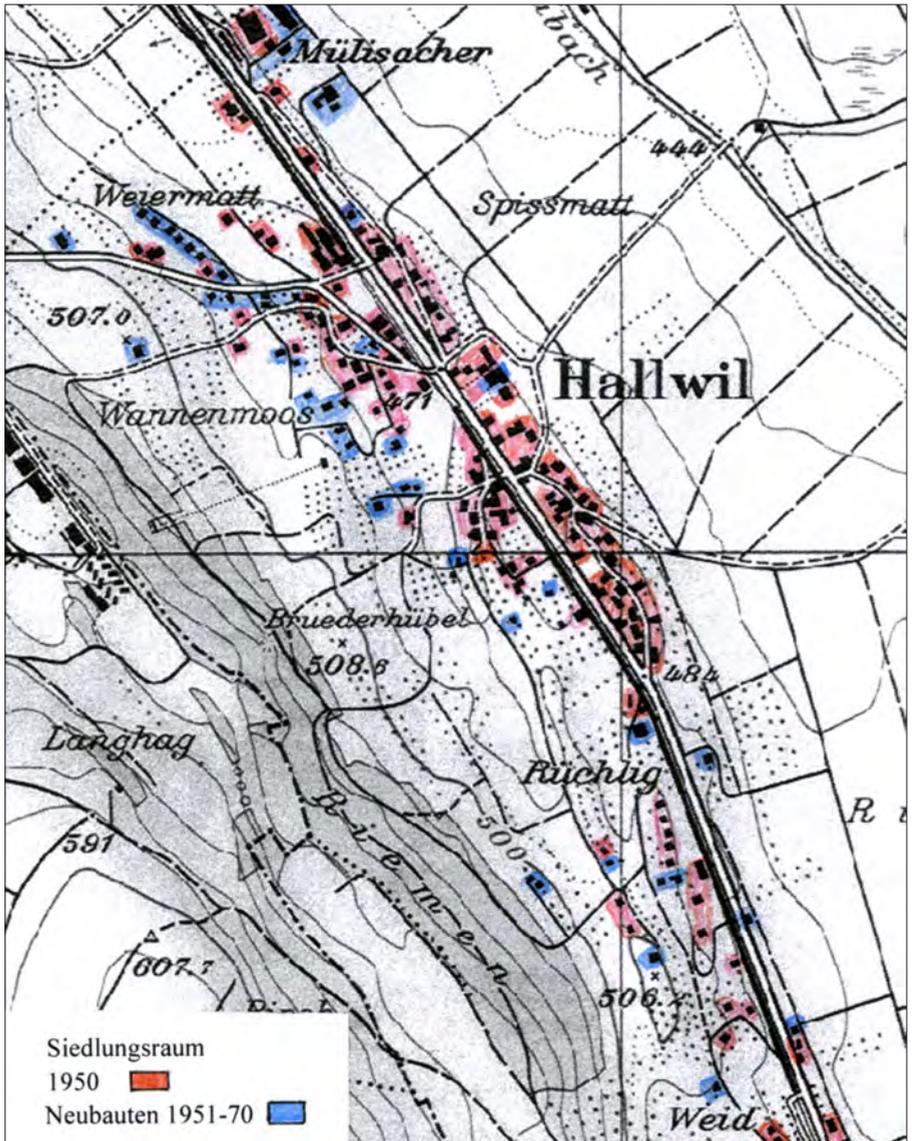


Abb. 56 Erweiterung des Siedlungsraumes zwischen 1951 und 1970.



Abb. 57 Engpass beim Restaurant Bahnhof. Foto 1960.



Abb. 58 Engpass zwischen Restaurant und Bäckerei des Ernst Urech-Humbel von Süden her.



Abb. 59a Zwischentappe im Strassenbau: Das Restaurant ist verschwunden. Foto 1970



Abb. 59b Zwischenetappe im Strassenbau: Das Restaurant ist verschwunden. Foto 1970



Abb. 60 Eine weitere enge Stelle bei der Liegenschaft von Ernst Urech-Kaspar blieb noch bestehen.



Abb. 61 Die heutige Seetalstrasse. Aufnahme 2015.

Die Dorfgemeinschaft lockert sich, eine Folge ist der beginnende Ausverkauf des Bodens, Bau- und Agrarland, an Ortsfremde. Die Zersplitterung des Grundbesitzes durch die Erbteilungen im 18. und 19. Jahrhundert hat dieser Entwicklung Vorschub geleistet. Viele Eigentümer von nur wenigen kleinen Parzellen wohnen schon lange auswärts und haben kaum noch eine Beziehung zu ihrem Heimatdorf.

Eigentümer von Gebäuden mit Wohnungen in %

	1850	1900	1930	1950	1970
Ortsbürger	92.8	94.9	87.0	67.3	56.9
Einsassen	5.4	5.1	10.4	29.9	40.9
Gemeinde, SBB	1.8	—	2.6	2.8	2.2

Die Tabelle illustriert, wie sehr die alte Dorfgemeinschaft Grund und Boden zusammengehalten hatte. «Fremde», das heisst Personen ohne Hallwiler Bürgerrecht, gab es zu jeder Zeit im Dorf, im Jahre 1900 waren es 15.5% und 1940 schon 46%. Ihr Anteil am Grundeigentum blieb aber bis zum zweiten Weltkrieg relativ gering (unter 20%). Aus heutiger Sicht ist es recht nebensächlich, wem der Boden gehört, mehr denn je aktuell bleibt indessen ein sparsamer Umgang mit unserem wichtigsten Gut. Davon aber ist, allen gegenteiligen Bebauungen zum Trotz, heute nichts zu spüren.



Abb. 62 Das kleine Haus in der Bildmitte, «Hüsli» genannt, wurde um 1957 dem Verkehr auf der Seetalstrasse geopfert. Letzter Eigentümer war der Vater von alt Gemeindeamann Ernst Urech-Wüest.

13. Das Geschlecht «Urech» von und in Niederhallwil

Urech

Hallwil

Zwischen 1947 u. 1967 im
Staatsarchiv des Kantons
Aargau angelegt.

STAATSARCHIV
Kanton Aargau



Abb. 63 Wappen der Familie Urech
von Niederhallwil/Hallwil

Der Familienname *Urech* ist in der Zeit vor 1800 nur in sieben aargauischen Gemeinden heimatberechtigt, in Niederhallwil war er weitaus am stärksten vertreten. 1850 entfiel noch rund jeder sechste Urech-Haushalt in der Schweiz auf die Gemeinde Hallwil, heute sind es nur noch rund 3%.

Dass die *Urech*, das zahlenmässig stärkste Ortsbürgergeschlecht, im Dorf einst eine weit dominantere Stellung inne hatten, ist auch der heutigen Generation noch bekannt. Allerdings trugen aber weder vor 100 noch vor 200 Jahren acht oder gar neun von zehn Familien im Dorf diesen Namen, wie heute manchmal behauptet wird, aber rund ein Dutzend *Urech* mit demselben Vornamen gab es um 1950 schon noch. Damals zählte man im Dorf immerhin noch 62 Haushaltungen *Urech*.

Das Geschlecht *Urech* taucht nach der Mitte des 15. Jahrhunderts in Hallwil auf; 1469 wird ein Rudi U(l)rich, wohnhaft zu Hallwil in dem Dorf, genannt. 1490 lebten bereits 2 Bauernfamilien mit diesem Namen im Dorf. Der Familienname wandelte sich um die Mitte des 16. Jahrhunderts generell in *Urich* und kurz vor 1700, entsprechend der mundartlichen Aussprache, in *Urech*.

Innert weniger als 100 Jahren nach ihrem Auftauchen errangen die *Urech* eine beherrschende Stellung im kleinen Bauerndörfchen. 1558 umfasste das Geschlecht fünf von acht Haushaltungen im Dorf, nämlich alle vier Hofbauern (Hans, Heinrich, Niklaus und Ueli) und eine Taunerfamilie. Bis 1671 stieg die Zahl der Familien *Urech* auf 18, das waren rund 50% der Familien im Dorf. Die andere Hälfte teilten sich sieben andere Geschlechter.

Die Volkszählung von 1837 ergab folgendes Bild:

Einwohner 413	davon Urech	222 (53.8%)	
	übrige Ortsbürger	161	
	Einsassen	30	zusammen 11 Geschlechter

Bei den Familien lag der Anteil der *Urech* gar gegen 60%.

In der 1843 auf Geheiss des Kantons aufgestellten Bürgerwehr finden wir neben 30 Männern mit Namen *Urech* nur noch 12 andere Ortsbürger und Lehrer Siegrist.

An diesen Verhältnissen änderte sich bis zum Ende des 19. Jahrhunderts nur wenig. Dass angesichts von rund 54 Familien *Urech* Beinamen zur klaren Kennzeichnung notwendig und deshalb üblich waren, verwundert daher keineswegs. Erschwerend kommt hinzu, dass in sehr vielen Familien auch immer wieder dieselben Vornamen gewählt wurden. Hans/Johannes, Jakob, Rudolf und Ulrich/Hansulrich sowie Daniel, Friedrich, Heinrich und Samuel sind zwischen 1650 und 1850 die weitaus häufigsten Vornamen, die in den Dokumenten auftauchen. Aus heutiger Sicht ist die Zuordnung von damals lebenden Personen zu Familien sehr schwierig. Viele der einstigen Zunamen sind heute nicht mehr bekannt; dazu kommt, dass in amtlichen Dokumenten meistens Berufs- oder Amtsbezeichnungen verwendet wurden oder der Vorname des Vaters. So erweist sich zum Beispiel Jakob Urech Jakobs, Jakob U. alt Gemeinderats, Jakob U. Negoziant und Jakob U. Weibel als ein und dieselbe Person und umgekehrt kann jede dieser Bezeichnungen für einen anderen Jakob Urech stehen, vielleicht einige Jahre früher oder später. Was kann man schon mit Ulrich Urech alt Ammanns anfangen, da es zwischen 1790 und 1852 fünf verschiedene Ammänner mit Namen Ulrich Urech gab! Bezieht sich «alt Ammann» auf den Zeitpunkt des geschilderten Ereignisses oder auf die Zeit, als es aufgeschrieben wurde?

Kein Wunder, dass der im Herbst 1923 von Boniswil zugezogene spätere erste Dorfchronist Emil Humbel hin und wieder Personen verwechselte. So handelt es sich bei Gemeindeammann bzw. Gemeindeschreiber Joh. Rudolf Urech keineswegs um den späteren Regierungs- und Nationalrat Dr. Rudolf Urech und Gemeindeschreiber Johannes Urech Weibels ist nicht der Sohn seines Vorgängers Friedrich Urech alt Weibels (Chronik I/61+62). Ebenso wenig handelt es sich beim Wirt Gloor im Jahre 1825 um einen Wirt auf der Herti, sondern um Hans Rudolf Gloor, den Erbauer der Liegenschaft Nr. 55 im Mitteldorf (Chronik I/65). Auch bei den Familien Gloor kommt man offensichtlich ohne Zunamen nicht aus.

Während sich die auf Ämter oder Berufe beziehenden Zunamen aus naheliegenden Gründen meist nur eine oder zwei Generationen auf dieselbe Familie beziehen, haben sich einige andere über viele Generationen gehalten. Erwähnen möchte ich hier die «Stöffli» (schon 1760 erwähnt), die «Lochsämis» (auch schon vor 1800) und die «Halden»- (Jakob, Rudolf, Fritz etc. seit 1820). Einige Beispiele inzwischen verschwundener Beinamen sind: Bartlis, Becklis, Bethis, Buures, Chewehiris, Friedels, Hansjoggelis, Höisis, Jakoben, Kellen-

buben, Küffers, Negels, Saristöffis, Seepels, Schwarzen, Tamboure, Weberlis, Wys(se), Züsis. Alle diese Bezeichnungen haben sich mindestens über zwei oder drei Generationen gehalten.

Neben diesen doch halbwegs offiziellen Zunamen waren stets auch kurzlebige Spitznamen in Gebrauch, die sich ursprünglich auf Einzelpersonen beziehen und noch schwieriger zuzuordnen sind. Beispiele: Krüsi, Polag, Weibubüebli oder aus neuerer Zeit Chröni, Spitzenhans, Guuger und Pföser. Die beiden letzteren haben sich dann auf die ganze Familie übertragen und blieben so bis heute in Gebrauch.

Abschliessend zur Illustration der Situation bezüglich der Namen drei Beispiele:

In einem Dokument von 1790 lesen wir: «... gaben sieben Niederhallwiler ihren Namen an als Friedrich Gloor, Jakob Gloor, wieder Jakob Gloor, Jakob Urech, wieder Jakob Urech, Schulmeister Urech und Heinrich Urech.» (Der Schulmeister hiess auch noch Jakob!)

Auszug aus einem Grundstückverzeichnis aus der Mitte des 19. Jahrhunderts: «Ohngefähr drei Vierling Acker, die Mürbe, liegt einerseits neben Johannes und Friedrich Urech, anderseits Jakob Urech, Lochsämis, und Jakob Urech Armenpfleger, stösst gegen Mittag an die Strasse nach Dürrenäsch, gegen Mitternacht an Johannes Urech Gemeinsschreiber und Johannes Urech, Negels.»

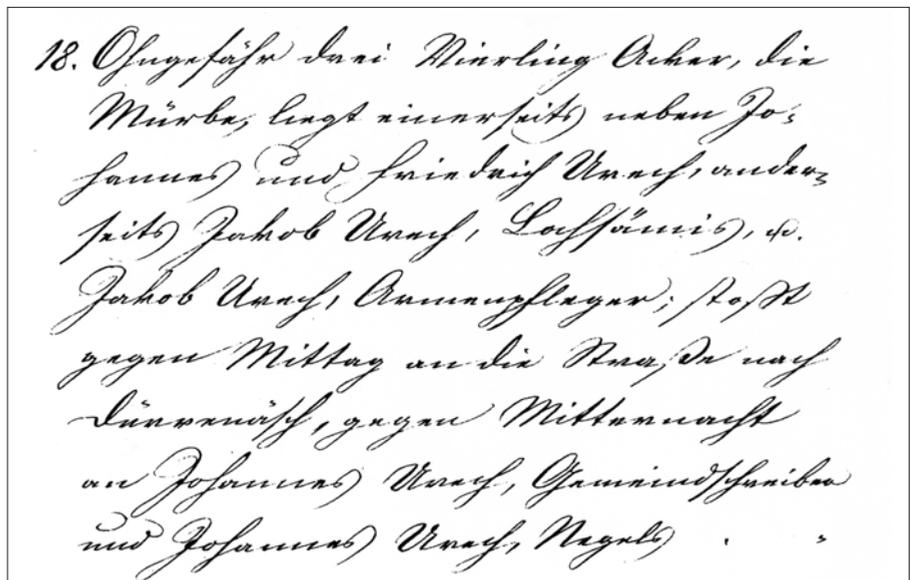


Abb. 64 Grundstückverzeichnis aus der Mitte des 19. Jahrhunderts. Fotokopie des Originaldokuments.

Hauseigentümer mit Familiennamen Urech im Jahr 1850, deren Häuser heute (2015) noch stehen (mehr oder weniger restauriert oder umgebaut):

Eigentümer 1850	Heutige Adresse
1 Friedrich, alt Präsidenten	
2 Friedrich, Schmied	
3 Hans Ulrich, Weberlis	
4 Heinrich, alt Sekelmeister	
5 Jakob, Jakoben	
6 Jakob, Küffers	
7 Jakob, Pintenwirt	
8 Johannes, Gemeindeschreiber	
9 Johannes, Joggelis	
10 Johannes, Sämis	
11 Johann Ulrich, Friedensrichter	
12 Kaspar, Sämis	
13 Melchior, Hafner	
14 Rudolf, alt Ammanns	
15 Rudolf, alt Weibels	
16 Rudolf, Danielen	
17 Rudolf, Ziegler	

Vielleicht kann der eine oder andere Leser noch einen Namen einem Haus zuordnen. (Lösung am Ende dieses Kapitels)

Oft wird man von Bekannten gefragt, ob denn eigentlich alle *Urech* in Hallwil miteinander verwandt seien? Was soll man darauf antworten? Höchst wahrscheinlich gibt es tatsächlich einen «Stammvater» im 15. Jahrhundert, doch was heisst das schon für heute. Selbstverständlich gab es zu jeder Zeit Heiraten untereinander. Der Dorfchronist stellt noch 1950 fest: «Im Dorf sind die alteingesessenen Familien alle miteinander verwandt». Das ist indessen, so wie wir im Alltagsleben den Begriff Verwandtschaft auslegen, stark übertrieben. Von den rund 50 verschiedenen Urech-Familien gehörten damals zum Beispiel nur zwei zu meinen näheren Verwandten (Onkel und Tante) und drei zur weiteren Verwandtschaft (Nachkommen der Geschwister meines Grossvaters). Wenn ich noch eine Generation zurückgehe, kommt über die Schwestern meines Urgrossvaters eine weitere, 1950 noch im Dorf ansässige Familie dazu. Dies habe ich aber erst vor wenigen Jahren herausgefunden.

Insgesamt lebten 1948 nur acht Ehepaare «Urech-Urech» im Dorf, vier von ihnen blieben kinderlos.

In den Familien *Urech* aus Hallwil gab es früher auffallend viele zum Teil kraftstrotzende Hünengestalten. In einem Reisebericht des Männerchors Speicher aus den 1890er Jahren heisst es wörtlich: «Und dann am Montagvormittag ging es noch zu Besuch zu den verschiedenen Familien Urech in Niederhallwil. Wir Appenzeller mussten schon auf Stühle und Taburettensitzen steigen, um unseren Freunden eben in die Augen schauen zu können.»

Vielleicht waren sie als junge Burschen deshalb recht rauflustig und zu Händeln mit den Nachbarn, vor allem aus Egliswil und Boniswil, aufgelegt. Mindestens einmal muss der Streit mit jungen Egliswilern bös ausgeartet sein, in den Erzählungen der alten Generation wurde von einer eigentlichen «Schlacht» gesprochen (Dorfchronik I/ 39+98). Von dieser wüsten Schlägerei hat auch meine Egliswiler Grossmutter berichtet, ihr Vater war als junger Bursche dabei gewesen. Bei dem von den Egliswilern gefürchteten «Grossen Uhu» handelte es sich um den späteren Vizeamman Jakob Urech von der Post, der als junger Ehemann die Liegenschaft «Spissi» erworben hat und schon 1913 verstarb. Mit seinen etwas über zwei Metern Körperlänge und Schuhgrösse 53 war er noch als gestandener Mann eine imposante Erscheinung. Der 1929 verstorbene «Wagnerhans», der vom Chronisten irrtümlicherweise für den «Grossen Uhu» gehalten wurde, war zum Zeitpunkt dieser «Schlacht» noch ein Kind.

Die dominierende Stellung der *Urech*-Familien beruhte in der noch bäuerlichen Gesellschaft zur Hauptsache auf ihrem Anteil an Grund und Boden und ihrer dorfpolitischen Stellung.

1698 gehörten ihnen 76% des Ackerlandes, eine Zahl die ihr wirtschaftliches Gewicht eindrücklich verdeutlicht. Sie stellten 19 der 29 Besitzer von Ackerland, darunter fünf der insgesamt sieben Hofbauern. 150 Jahre später sind immer noch $\frac{2}{3}$ der grösseren Höfe im Besitz von Familien *Urech*. Der Besitzanteil am gesamten Kulturland inkl. Wiesen und Riedland betrug (nach der Aufteilung der Allmenden) noch etwas über 60% und verharrte dann bis zum zweiten Weltkrieg in dieser Grössenordnung. Parallel dazu stellten sie noch 1946 73% der Rindviehhalter. Das Geschlecht hat also über Jahrhunderte und alle wirtschaftlichen Veränderungen und Krisen hinweg seinen Grundbesitz zusammengehalten. Nach einigen Verlusten in der napoleonischen Zeit wechselten zwischen 1830 und 1860 verschiedene Liegenschaften Auswärtiger zu *Urech*-Familien. Der Wunsch nach eigenem Land und eigener Landwirtschaft nahm vereinzelt unvernünftige Formen an; so wurde um die Mitte des 19. Jahrhunderts die bäuerliche Liegenschaft eines Jakob Urech, Jakobens gleichmässig unter vier Söhnen aufgeteilt. Jeder erhielt um 60 Aren Matt- und 90 Aren Ackerland sowie einen Anteil an 22 Aren Wald. Nach 1945 wurden

die Parzellen solcher Kleinbetriebe verpachtet, ein Verkauf kam damals im Allgemeinen nicht in Frage, denn man war noch mit dem Boden verwurzelt.

Von grossem Gewicht war lange Zeit auch der Anteil der Familien *Urech* an Wohnhäusern (= Häuser mit Wohnung(en)). Dieser lag 1850 bei 65% und stieg bis zum Jahr 1900 auf 69% an. Mit dem starken Aufschwung der Bautätigkeit im Dorf sank der Anteil bis 1930 wieder auf 63% und bis 1946 auf 53%. 1950 fiel er erstmals knapp unter die 50%-Marke, ihnen gehörten aber immer noch über 70% der bäuerlichen Betriebe.

Ihre starke wirtschaftliche Stellung und ihre Dominanz unter den Ortsbürgergeschlechtern, die in Niederhallwil ohnehin das Sagen hatten, verhalf ihnen auch zu einem entsprechenden Einfluss in der Dorfpolitik. In den vorhandenen Unterlagen habe ich für die Zeit zwischen 1785 und 1876 mit einer einzigen Ausnahme ausschliesslich Gemeindeammänner mit Namen *Urech* gefunden und während vielen Amtsperioden sassেন ausschliesslich *Urech* im Gemeinderat. Entsprechend ihrem Gewicht dominierten sie auch bei den übrigen Beamungen und stellten unter anderem während des gesamten 19. Jahrhundert und anschliessend bis 1938 den Gemeindeschreiber. Auch die anfänglich noch vom Berner Landvogt ernannten Dorfschullehrer tragen bis 1841 ausschliesslich den Familiennamen *Urech*, beginnend mit Ulrich Urech (1664) bis zu Jakob Urech Weibels. Kein Wunder, dass für Ortsfremde *Urech* und Niederhallwil fast gleichgesetzt wurden und der tatsächliche zahlenmässige Anteil des Geschlechts an der Dorfbevölkerung überschätzt wurde.

Auch im gesellschaftlichen Leben des Dorfes waren die *Urech* tonangebend. Unter den Initianten der im 19. Jahrhundert gegründeten vier Dorfvereine (Männerchor, Musik- und Schützengesellschaft sowie Turnverein) tragen $\frac{3}{4}$ den Familiennamen *Urech*.

Der Machtverlust im Verlaufe des 20. Jahrhunderts hat verschiedene Ursachen. In zunehmendem Masse zogen die nicht einen Vollerwerbshof übernehmenden Söhne aus dem Dorf weg, denn in der Landwirtschaft wurden weniger Arbeitskräfte benötigt und die Familienbande lockerten sich. Im Vergleich zur übrigen Bevölkerung ist schon bald nach dem 1. Weltkrieg eine gewisse Überalterung feststellbar, entsprechend lag der Prozentsatz der Kinder mit Namen Urech in den Klassen unter dem jeweils aktuellen Anteil der *Urech* an der gesamten Bevölkerungszahl. In der neuen Wirtschaftswelt mit der möglichen Trennung von Wohn- und Arbeitsort ist der überproportionale Besitz an Kulturland kein Garant mehr für eine entsprechende Stellung in der Dorfgesellschaft. Noch hielt man bis 1970, vom Verkauf einzelner Bau- und landparzellen abgesehen, den Grundbesitz zusammen. Der Ausverkauf des Kulturlandes an den Meistbietenden ist ein neuartiges Phänomen, deutlicher

können sich der Abschied von der bäuerlichen Tradition und das Ende der alten Dorfgemeinschaft nicht manifestieren.

Zwischen 1950 und 2015 sind nicht weniger als 34 Familien *Urech*, die zu Beginn noch im Dorf vertreten waren, aus Hallwil verschwunden. Rund zwei Drittel davon waren kinderlos oder ohne männliche Nachkommen, die anderen sind aus dem Dorf weggezogen.

Vier Jahrhunderte lang waren die *Urech* das nicht nur zahlenmässig übertragende Geschlecht im Dorf. Ihre dominante Stellung innerhalb der Dorfgemeinschaft beruhte ursprünglich zur Hauptsache auf dem hohen Anteil an landwirtschaftlichem Grundbesitz. In der Zeit der Frühindustrialisierung verbunden mit Heimarbeit konnte diese Stellung noch gehalten werden. In der Folge fehlten günstige natürliche Standortfaktoren sowie das Kapital und der Mut, die mit dem Zusammenbruch der Industrie AG Niederhallwil verloren gingen. In der modernen Welt sind indessen solche gesellschaftliche Strukturen auf Dauer ohnehin undenkbar.

Lösung: Zuordnung der Häuser zu den Eigentümern im Jahre 1850:

Eigentümer 1850	Heutige Adresse
1 Friedrich, alt Präsidenten	Ausserdorf 4
2 Friedrich, Schmied	Engenbühl 63
3 Hans Ulrich, Weberlis	Hübel 37
4 Heinrich, alt Sekelmeister	Ausserdorf 28
5 Jakob, Jakoben	Seengerstrasse 23
6 Jakob, Küffers	Engenbühl 67
7 Jakob, Pintenwirt	Bahnhofstrasse 55
8 Johannes, Gemeindegeschreiber	Breiten 75
9 Johannes, Joggelis	Breiten 74
10 Johannes, Sämis	Engenbühl 66
11 Johann Ulrich, Friedensrichter	Herti
12 Kaspar, Sämis	Rebenhübel 3
13 Melchior, Hafner	Breiten 79
14 Rudolf, alt Ammanns	Hübel 38
15 Rudolf, alt Weibels	Ausserdorf 22
16 Rudolf, Danielen	Langjucharten/Loch 45
17 Rudolf, Ziegler	Seetalstrasse 85



Abb. 65 Aktie Schmirgelwerke Niederhallwil

Schlussbetrachtung

Hallwil 1790–1970: Der Zeitraum umfasst vier Generationen meiner Familie. 1790 begann mein Urgrossvater Jakob Urech, später Gemeinderat und Gemeindeschreiber, mit der Entdeckung seines Heimatdorfes. 1970 trat mein Vater ins AHV-Alter ein und ich pendelte erstmals an meinen neuen Arbeitsplatz in Sursee.

In diesen fast zwei Jahrhunderten hat die europäische Welt Veränderungen erlebt wie niemals zuvor. Es war eine Zeit tiefer gesellschaftlicher und politischer Umbrüche sowie rasanter wirtschaftlicher und technischer Entwicklungen, verbunden mit dem Verlust traditioneller Lebenswelten. All das hatte auch seine Auswirkungen auf das Dorf, geblieben ist der Begriff – was er heute bezeichnet ist aber etwas anderes als 200 Jahre zuvor. Damals war das Dorf ein Bauerndorf mit spezifischen geschriebenen und ungeschriebenen Rechten und Gesetzen, das Leben der Menschen im Dorf unterschied sich signifikant von dem der wirtschaftlich bzw. beruflich anders orientierten Menschen in der Stadt.

Mit dem Zusammenbruch der bäuerlich-heimindustriellen Welt gegen Ende des 19. Jahrhunderts entstand im Dorf eine neue Klasse von Arbeitern und Angestellten mit anderer Lebensweise. Die alle Bewohner umfassende Lebenswelt des traditionellen Dorfes gibt es schon zu Beginn des 20. Jahrhunderts nicht mehr. Heute unterscheidet sich das Leben im Dorf immer weniger von dem der Menschen in den Wohnsiedlungen im Bereich der städtischen Agglomerationen und selbst das Verkehrsaufkommen ist in manchen Dörfern vergleichbar gross.

Die ländliche Lebensweise ist weitgehend Fiktion, sie beschränkt sich im Wesentlichen auf den besseren Blick auf die noch unverbauten Areale unserer Landschaft und die dort ausgeübten bäuerlichen Tätigkeiten. Der für mich gut nachvollziehbare Drang nach etwas mehr Raum/(-)Freiheit und nah gelegenen Erholungsräumen bringt die Menschen aufs Land, in die Dörfer zurück. Der Preis ist ein enormer Verschleiss an Boden, den wir uns eigentlich mit Blick auf die kommenden Generationen gar nicht leisten können. Parallel mit dem schnellen Wachstum der Dörfer geht all das, was früher eine Dorfgemeinschaft und ländliches Leben ausgemacht hat, unwiderruflich verloren. Ich möchte nicht missverstanden werden, ich sehe dies nicht als eine verhängnisvolle Entwicklung; ich wollte nur am Beispiel von Hallwil aufzeigen, dass sich die alten Traditionen nicht in eine veränderte Welt hinüber retten lassen, dies war schon früher nicht anders und ist auch gar nicht nötig. Es ist eindrucksvoll genug, wenn sich einzelne alt-überlieferte Bräuche ohne Bezug

zum heutigen Alltag am Leben halten können. Schön wäre auch, wenn das noch nicht zerstörte landschaftliche Erbe intakt an die kommenden Generationen weitergegeben werden könnte.

Die vertiefte Beschäftigung mit der Geschichte meines Heimatdorfes hat mir aber nicht nur bestätigt, dass sich auch die ländlich geprägte Gesellschaft, die Welt des kleinen Mannes, stetig verändert hat, sie hat mir auch Einblick gegeben in eine uns fremd gewordene Welt, in der unsere Wurzeln zu finden sind. Das Leben hat sich zum grössten Teil in lokalen Räumen abgespielt, aber der Mensch handelte nach ähnlichen gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Denkmustern wie heute, allerdings bis gegen Ende des 19. Jahrhunderts ohne die vielen «Sklaven» in Form von Motorenkraft.

Etwas war aber im traditionellen Dorf ganz anders als heute, alle Familien waren verknüpft mit dem biologischen Rhythmus der Jahreszeiten. Auch für die fast landlosen Mägde, Knechte, Heimarbeiter oder Handwerker galt der bäuerliche Kalender. Alle Menschen haben die elementaren Naturprozesse vom Werden, Wachsen und Vergehen noch erlebt und nicht nur in der Schule gelernt. Ist es aber nicht so, dass das, was man erlebt hat, unsere Grundhaltung und Lebensweise viel nachhaltiger prägt als das nur Erlernte? Nun ist die Zeit der kleinen Bauerndörfer vorbei. Wir müssen auf anderen Wegen zur Einsicht gelangen, dass es nur eine Welt gibt, jene zu der wir auch gehören und zu der wir Sorge tragen müssen. Das Wissen und die technischen Möglichkeiten hierfür wären vorhanden.

Nachwort und Dank

Seit dem definitiven Entschluss, diesen Beitrag zur Dorfgeschichte zu verfassen, sind etwas mehr als vier Jahre verflossen, in denen ich mit zahlreichen Unterbrüchen am Thema gearbeitet habe. Manche von mir gesuchten Ergänzungen und Erklärungen zum schon bekannten Geschehen waren schwieriger zu finden als erwartet. Ich habe auch viel Zeit verloren mit Themen, die ich nicht in die Texte einbeziehen konnte, da sie nur von privatem Interesse sind oder nur verständlich wären mit den breiten Vorkenntnissen, die ich mir über Jahrzehnte aneignen konnte.

Mein Anliegen als Lehrer, Exkursionsleiter oder Gesprächspartner war es immer wieder, bei den Mitmenschen das Interesse an der Geschichte unseres Lebensraumes zu wecken und ihnen diese verständlich zu machen. Menschliches Planen und Handeln ist immer landschaftsprägend, ob wir uns dessen bewusst sind oder nicht. Entsprechend gross ist unsere Verantwortung für unseren Lebensraum und entsprechend wichtig ist es, die Vernetzungen sichtbar zu machen, am Einfachsten mit Beispielen aus der Geschichte.

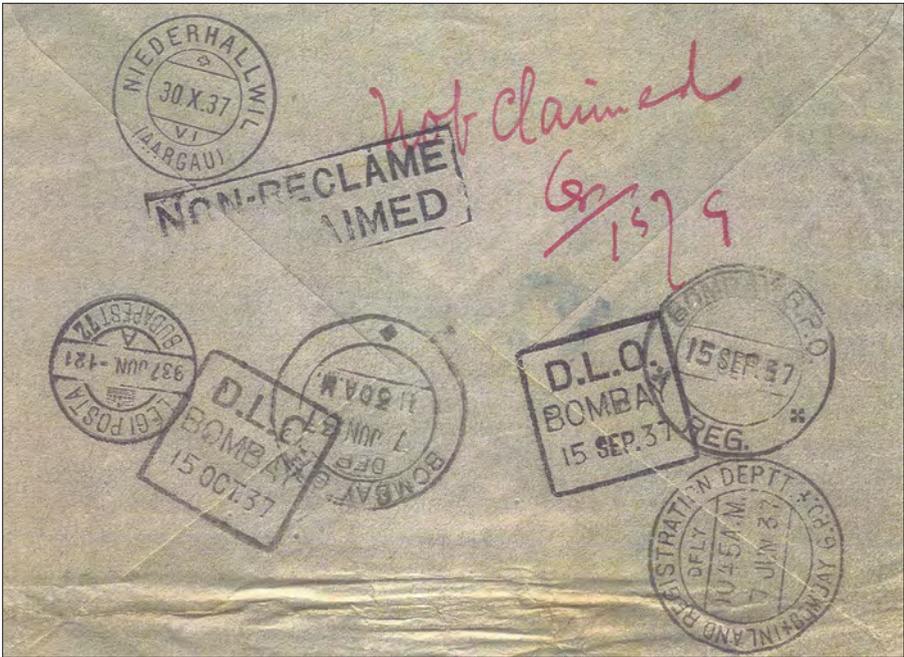
Der vorliegende Beitrag zur Dorfgeschichte macht uns klar: die natürlichen Gegebenheiten haben das Leben der Menschen im Dorf ebenso geprägt wie umgekehrt die wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Entwicklungen ihre Spuren in der Landschaft hinterlassen haben. Was sich in den betrachteten zwei Jahrhunderten änderte, waren die Zunahme externer Einflüsse, die durch Wissenschaft und Technik bedingte wachsende Möglichkeit, die natürlichen Gegebenheiten für unsere Bedürfnisse zu verändern und in diesem Zusammenhang das Tempo des Landschaftswandels.

Persönlich habe ich in unerwartet hohem Mass von dieser Forschungsarbeit profitiert und ich hoffe, dass einige Leser sich auch für Dorf-, Familien- und Landschaftsgeschichte begeistern können.

Allen die mit Rat und Tat, mit offenen Türen oder geduldigem Zuhören zum Gelingen dieses Büchleins beigetragen haben danke ich herzlich. Namentlich erwähnen möchte ich meinen Freund Heinrich Urech, Dorfchronist, der mich bei den Nachforschungen in Archiven unterstützt hat und Martina Räber für die Durchsicht des Manuskripts.

Nebikon, im Mai 2016

Hans Urech



Quellen

Hauptquellen sind neben den im Vorwort erwähnten Aufzeichnungen von Otto Urech und weiteren alten Unterlagen im Familienbesitz (Erbteilungsverträge, Weidrechtsstreit, Tagebücher, Notizen in alter Bibel aus der Zeit zwischen 1650 und 1790):

- Bevölkerungstabellen von 1837 (im Staatsarchiv)
- Lagerbücher der Aarg. Brandversicherungsanstalt (Staatsarchiv)
- Dorfchronik der Gemeinde Hallwil, Bände 1 bis 4 (1929–1970)
- Liegenschaftsverzeichnis der Gebäudeassekuranz von 1830–1850 (Gemeindearchiv)
- Liegenschaftsverzeichnis der Gemeinde Niederhallwil von 1854 (Gemeindearchiv)
- diverse Pfarrbücher im Gemeindearchiv Seengen
- Historische Karten des Kantons Aargau (Michaeliskarte (um 1840), Siegfriedatlas (1880 und 1900), Landeskarten (1955–1970)
- Übersichtsplan der Gemeinde Niederhallwil 1:5000 vom 1. Mai 1932
- Siegrist Jean Jacques : Hallwil und seine Bevölkerung vom 14.–17. Jh. (in Heimatkunde aus dem Seetal 1954)
- Lüscher J. : Heimatkunde von Seon (1895)

Nachweis der Abbildungen

1, 10, 12, 17, 30, 41	alte Fotos im Familienbesitz
49, 50, 52	Hans Urech-Humbel
3, 9, 15, 16, 26, 62	Heinrich Urech-Ernst
42 bis 47	Dorfchronik
28	Luftbild Landestopografie
die restlichen 33 Fotos	Alexander Urech
2, 5, 6, 14, 18, 33, 53 - 56	Hans Urech
thematische Karten, Pläne, Grafiken	Hans Urech
13	Ausschnitt aus dem Katasterplan von 1932

Anhang

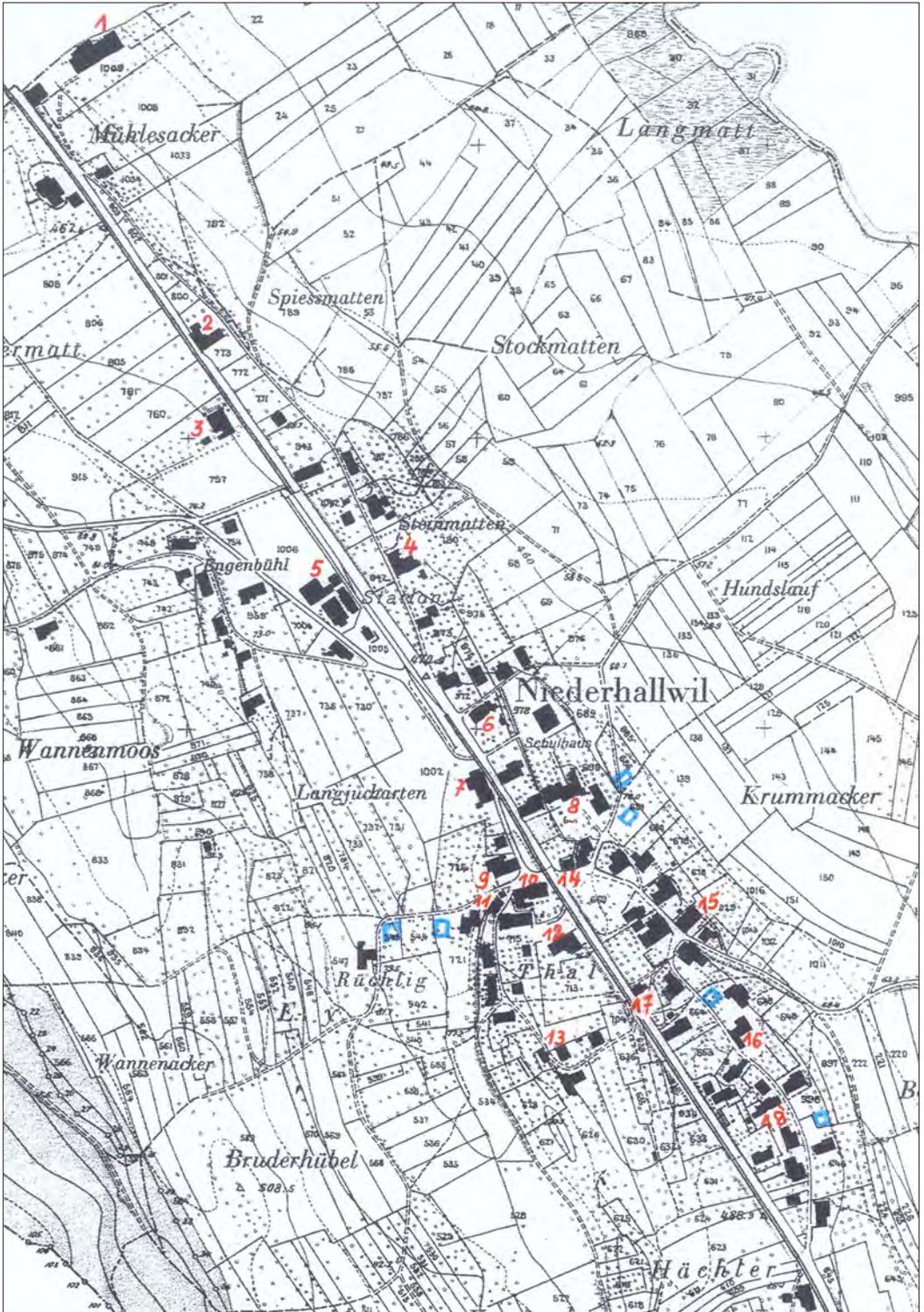
A Dorfplan 1930

mit Kennzeichnung der im Text speziell erwähnten Häuser

1. Haldenmühle: Neubau nach Brand von 1928. Das Gewerbegebäude oberhalb an der Seetalstrasse wurde 1958 abgebrochen.
2. Haus «Zur Treu»erbaut 1845, abgebrochen 1964.
3. Bauernhaus mit Tuchladen («Schniderjokebs») abgebrochen 1948/49.
4. Bauernhaus mit Postbüro (von 1890–1959)
5. Gebäudekomplex der Industrie AG mit dem Backsteingebäude des ehemaligen Musikdosenwerks Alpsteg an der Bahnlinie, 1964 abgebrochen.
6. Ehemaliges Strohhaus des Rudolf Urech-Vogt, abgebrochen 1956.
7. Restaurant «zum Bahnhof», abgebrochen 1968.
8. Herti, erbaut 1797 von Melchior Gloor, fast 200 Jahre lang in jeder Seetaler Heimatkunde erwähnt.
9. Haus Nr. 55 an der heutigen Bahnhofstrasse, spätestens ab 1820 Pintenwirtschaft, ab 1849 erstes Postbüro, später diverse andere Gewerbe («Fabriken»).
10. Statthalterhaus erbaut 1789 von Friedrich Meier.
11. alte Weintrotte, abgebrochen ca. 1974.
12. Ziegelhütte Meier, abgebrochen 1941.
13. Zigarrenfabrik Suter, erbaut 1885.
14. Schulhaus von 1862–1905.
15. «Züsibadihaus», ehemaliges Strohhaus, Umbau 1965 (Werkstätte und Handlung H. Urech-Kuhn).
16. Ehemaliges Strohhaus, erbaut 1758, etappenweiser Abbruch ab 1979. (Aussendorf 16)
17. «Hüsli» von Ernst Urech-Hochstrasser, Aussendorf 21, abgebrochen ca. 1957.
18. Bauernhaus, abgebrannt 1934.



Vor 1930 abgebrochene Wohnhäuser.



B Kopien aus zwei alten Dokumenten

(1732) den 03 Brachmonat hat es (so tonert und blitzet dass) man nicht anders gemeint als der jüngste Tag (wer da sein). Ober Gottlob und Dank hat es viel Obst gäben aber nicht viel farben, aber wohl aus den farben hat es gäben aber auch nicht viel Wein hat es gef. Und der Schnee der den 15. Tag Wintermonat gefallen ist, kein 80-jähriger Mann mag erdanken dass es so ein Schnee gäben heiz.
 Das 1762 Jahr hat es ein Winter gäben dass keinen so gewäsen, dass mehr Schnee kein Mensch mag erdanken alle Tag geschneit.
 Das 1765 hat die Roth Ruhr gereizet in der Schwaj an allen Orten zu Stadt und Land wo man gehört hat aber Walle alten zum besten Wänden, es ist besser in die [Hand des Herrn zu fallen wecker in die Hand der Menschen].
 Gott sickt alles und wänt allen!
 Dem 1760 andern Palm-Tag hat der Stöckli Hans Jofisi in selber erstochen.

Den 03. Brachmonat
 Man nicht anders gemeint als der jüngste Tag
 aber Gott Lob und Dank hat es viel Obst gäben aber nicht
 viel farben aber wohl aus den farben hat es gäben
 aber auch nicht viel Wein hat es gef
 Und der Schnee der den 15. Tag Wintermonat gefallen ist
 kein 80-jähriger Mann mag erdanken dass es so ein Schnee gäben heiz
 Das 1762 Jahr hat es ein Winter gäben dass keinen so gewäsen
 dass mehr Schnee kein Mensch mag erdanken alle Tag geschneit
 Das 1765 hat die Roth Ruhr gereizet in der Schwaj an allen Orten
 zu Stadt und Land wo man gehört hat aber Walle alten zum besten
 Wänden, es ist besser in die Hand des Herrn zu fallen wecker
 in die Hand der Menschen.
 Gott sickt alles und wänt allen!
 Dem 1760 andern Palm-Tag hat der Stöckli Hans Jofisi in selber
 erstochen.

Gleich ein fünf / vollkomm
als für den "den die für für
"über den Hauptmessen
und den Kostengestaltung
Gerecht und billig folgen
sollen darüber.

Ihre Erlangung s s

Das Anwesen in dem
den den den den den
Gerechtigkeit Hallwil Titl.
Mingelhaus den den den
den den den den den
Ausstellung und die den
"die den den den den
"den den den den den
den den den den den

• T. den 16. den den den 1790.

Landesbreitberg - Bergung.

C Das Unwetter vom 9. Mai 1927

Die Unwetterkatastrophe vom Mai 1927 hat auch aus klimageschichtlicher Sicht historische Dimensionen. Nach einem Hagelwetter von 45 Minuten Dauer, während dem 40 bis 60 cm Hagel fielen, setzte ein 3-stündiger Wolkenbruch ein. Ursachen waren ein Schwall feucht-heisser Luft aus den zentralen Tropen und die extrem langsame Zuggeschwindigkeit des Gewitters.

Noch schlimmer stand es in Niederhallwil. Das ganze Bahnhofareal wurde unter Wasser gesetzt, das sich natürlich auch sofort in den Keller des Restaurants zum „Schühnenstübli“, wo am Tage vorher „Antrinket“ gewesen war, Eintritt verschaffte. Ganz böse gestalteten sich die Verhältnisse in den großen Kellern und Lagerräumen der Fabrik des Herrn Sticher in Niederhallwil. Wie ein gewaltiger Bergstrom drangen hier plötzlich die Fluten ein, sodaß alle Versuche, irgend etwas noch retten zu können, aufgegeben werden mußten. Bald schwammen Oelfässer, ein Menge von Kisten mit Suppenwürze und hunderte von Kartonschachteln in der braunen Brühe. Weitere große Vorräte von andern Artiteln wurden vernichtet. **Der Schaden, der durch gar keine Versicherung gedeckt ist, dürfte auf mehrere tausend Franken zu veranschlagen sein.** Noch am Montagabend stand das Wasser über einen Meter tief in den gewaltigen Kellern, obwohl seit dem Vormittag zwei elektrische Pumpen unaufhörlich an der Herauschaftung arbeiteten. Dazu hat in Niederhallwil der Hagel böse Verheerungen angerichtet, **zwischen Niederhallwil und Dürrenäsch lagen noch am Montag auf einem weiten Feld die Hagelkörner fast einen halben Meter hoch!**

Anhang C1 Aus dem «Seethaler» 11. Mai 1927



Anhang C2 Überflutetes Areal hinter dem Bahnhof. Das Wasser stand 12 Stunden nach dem Unwetter noch über 40 cm hoch.

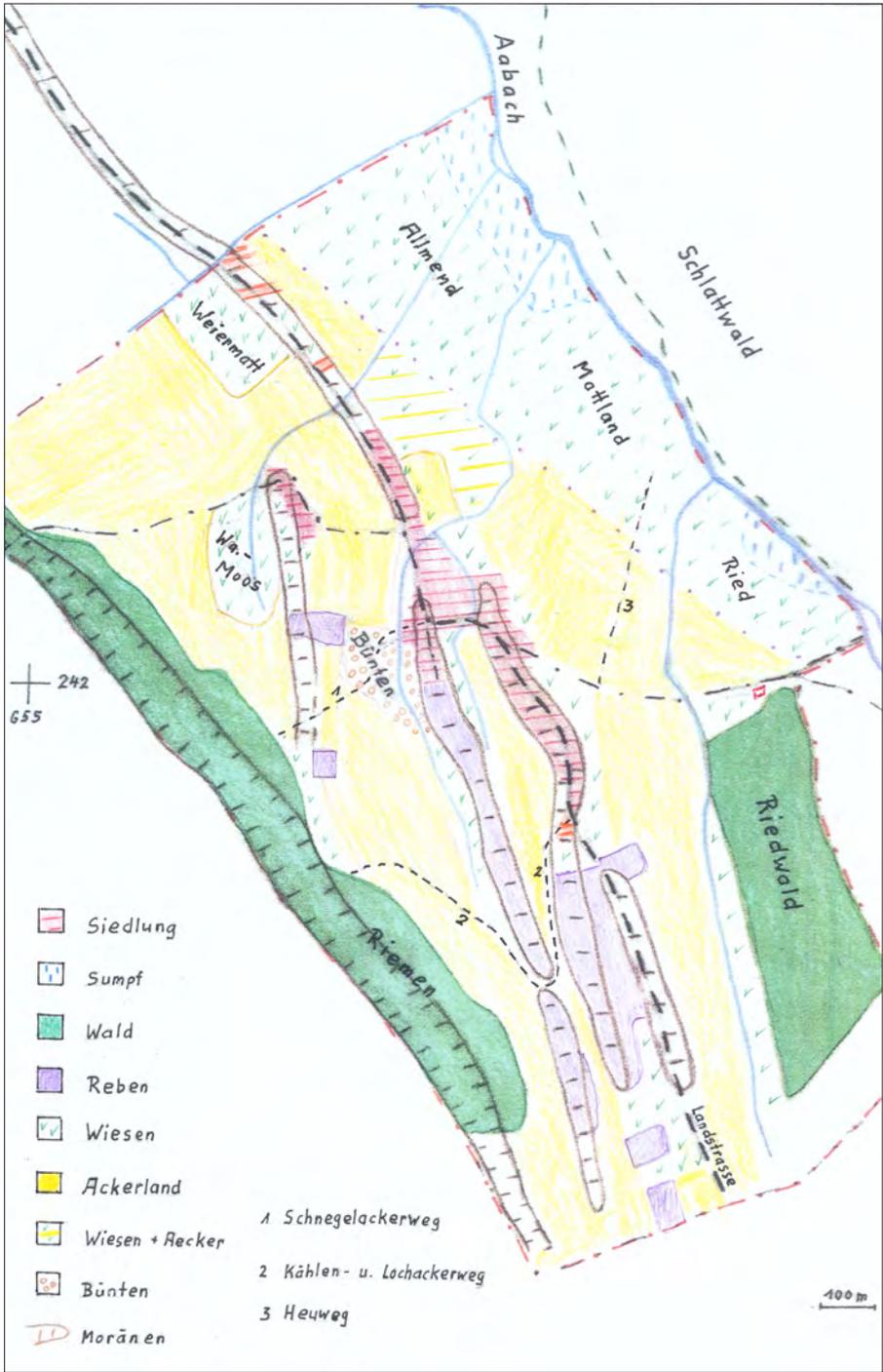


Anhang C3 Bahnhofplatz am 10. Mai 1927 mittags.



Anhang C4 Ein See «im Weiher» an der Seoner Gemeindegrenze am 10. Mai 1927.

D Das Gemeindegebiet von Niederhallwil im Jahre 1850



E Ein Wahrzeichen des Dorfes

Der 1837 zur Geburt von Johannes Rudolf Gloor, Enkel des Erbauers des «Hertihauses», gepflanzte Kastanienbaum, Foto 1973.



